Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

45. Jahrgang 3. Oktober 1931 Nummer 19

Inhalt

Askese . . . . . Martin Rade
Ein Friedenstraktat Zwinglis . . . . . Peter Barth
Betrachtungen zum Thema „Marxismus" . Walter Müller-Loerrach
Kritische Fragen an die Mission . . . . . Heinrich Frick
Indologische Randbemerkungen zu Mathilde Ludendorffs Buch „Erlösung von Jesu Christo" . . . . Carl Scharbau
Verlorene Malerromantiker . . . . . Carl Horst
Emil Straußens poetische Sendung . . . . . Bruno Goldschmit
Der Segen der Sorge . . . . . Hanns Martin Elster
Kirchliche Autonomie . . . . . Albert Rosenkranz
Zehn Jahre Dornfeld – Dornfeld in Not! . Reinhard Buchwald
Die Duchoborzen . . . . . Hans Klassen
Harnack zur „Gehaltssünde" . . . . . Martin Rade
Peter Rosegger und der Antisemitismus . . . . . Maria Rhine
Im Zeichen der Una sancta . . . . . Rudolf Schwarz

Bücher und Schriften – Wöchentliche Chronik – Verschiedenes
Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG/GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

In Kürze erscheint:

Die Dialektik der paulinischen Existenz

Ein morphologischer Versuch

Von Dr. theol. **Robert Steiger**, Salem, Baden
VIII, 222 Seiten. 8°.
Untersuchungen zum Neuen Testament. Herausgeber: Hans Windisch. Heft 20.

Das existentielle Denken steht im Mittelpunkte der philosophischen Diskussion. Der Verfasser zeichnet Paulus als existentiellen Denker, indem er das paulinische Sein, Denken und Handeln, „die paulinische Existenz" auf ihr Grundmotiv der bipolar orientierten Zwischenzuständlichkeit zurückführt, die, eingespannt zwischen Kreuz und Parusie Christi sich in (mystischer) Angestaltung an das Christusschicksal vollzieht. Diese dialektische Situation wertet Paulus ebenso in seinem politischen Handeln selbstschaffend aus, wie er sie in seinem sich selbst in seinem Sein wie Gott in seinem Handeln begreifenden theologischen Denken erfaßt: Aus diesem einheitlichen Motiv wird Gestalt und Schicksal Paulus gedeutet.

Preis geh. etwa RM. 13.50, geb. etwa RM. 16.–

JHC

VERLAG DER J. C. HINRICHS'SCHEN BUCHHANDLUNG IN LEIPZIG C 1

Soeben erschien:

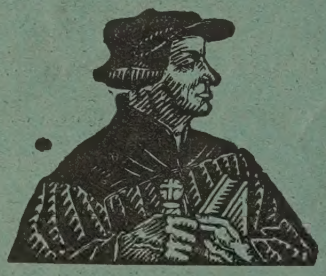
Studien und Kritiken zur Theologie

Eine Festgabe
D. Ferdinand Kattenbusch
zum 3. Oktober 1931
dargebracht
von der Theologischen Fakultät
der Universität Halle-Wittenberg

Sonderausgabe der
Theologischen Studien und Kritiken
Jahrgang 1931 — 103. Band — 2./3. Heft
240 Seiten Umfang — Preis zwölf Mark

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Zum 400. Todestage Zwinglis († 11. 10. 1531)



Zwingli

Roman von Emanuel Stickelberger

Mit Buchschmuck von Burkhard Mangold
466 Seiten. 8.–17. Tsd. Leinen RM 7.20

Einmalige billige Ausgabe RM 4.–

Der Zwingliroman! Mehr als das! Mich hat lange kein Buch so innerlich mitgenommen wie dieses unter den Büchern, die sich Romane nennen. Fränk. Wacht, Nürnberg

Ein wuchtiges, begeisterungsfrohes Buch. Eine Zeit ist hier gestaltet, holzschnitthaft, kantig, dann wieder zarte Pastellstriche darunter. Wundervoll, wie dieser Luther der Schweiz die Heimat an sich reißt; mit einer Liebe, die wie ein Goldstrom durch die Seiten dieses spannenden Buches fließt. In der Schweizer Dichtung unserer Zeit steht Stickelberger allein. Er hat hier seine Heimat ganz nahe gemalt. Darüberhin ein Stückchen tiefes Blau, das auf die Erde herunter will. Deutsche Zeitung, Berlin

Verlag J. F. Steinkopf in Stuttgart

Der neue Typ des Lexikons

Was an ihm der Form nach neu ist: Sonderaufsätze, Gliederung der Artikel, eigener Weltatlas — alles dient dem eiligen aber gewissenhaften und strebenden Menschen unserer Tage

Der Große Herder

Rüstung auf das Martyrium

Es mag zu denken geben, wenn die Zeitschrift des evangelischen Pfarramtes in Deutschland, die „Pastoralblätter", ihren neuen Jahrgang (Oktoberheft) mit einem umfassend angelegten Aufsatz über „Das Leiden der Endzeit" beginnt. Hier führt D. Oskar Schabert aus Riga auf Grund der persönlichen Erlebnisse, die er in den bolschewistischen Verfolgungen der Nachkriegszeit gemacht hat, tief in die evangelische Anschauung vom Märtyrertum nach Schrift und Erfahrung ein. — Das gleiche Heft vermittelt übrigens einen sehr beachtenswerten Eindruck von der Reichhaltigkeit dieser jetzt schon im 74. Jahrgang erscheinenden Zeitschrift (Verlag L. Ungelenk-Dresden-A 27, Einzelheft ℳ 1.—, Probebezug halbjährlich ℳ 4.50 und Porto), die nicht nur fortlaufend homiletische Beiträge für die Predigtarbeit des Kirchenjahres bringt (diesmal für die Zeit vom Reformationsfest bis zum Totensonntag, u. a. von Konsistorialrat Lic. Meyer-Stettin, Domprediger D. Richter-Berlin, Oberkonsistorialrat D. Dr. Siebel-Dresden), sondern auch die brennenden Fragen der Praxis des Pfarramtes fortlaufend behandelt. Im vorliegenden Heft bespricht z. B. Pfarrer Lic. Schwencker die Aufgaben, die aus Übertritten vom Katholizismus für das Pfarramt erwachsen. Mit der Stimme eines Laien wird eine neue Aufsatzreihe über „Einzelfragen der Seelsorge" eröffnet. „Technik und Christentum" oder „Die wissenschaftliche Selbstfortbildung des evangelischen Pfarrers" sind weitere Themen dieses Heftes, das außerdem noch eine Reihe von Beichtreden sowie Textbearbeitungen für Kindergottesdienste bringt und wie immer durch eine umfassende Bücherschau unter der Schriftleitung von Studentenpfarrer Kunze-Leipzig abgerundet wird.

Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 19 — Gotha, 3. Oktober 1931 — 45. Jahrgang

Inhalt: Askese [Sp. 889] — Ein Friedenstraktat Zwinglis [Sp. 890] — Betrachtungen zum Thema „Marxismus“ 3. Von Marx zum Marxismus [Sp. 895] — Kritische Fragen an die Mission (Schütz, Jones) [Sp. 901] — Indologische Randbemerkungen zu Mathilde Ludendorffs Buch „Erlösung von Jesu Christo“. Zweites Stück [Sp. 907] — Bücher und Schriften: Weltwirtschaft und Außenhandelspolitik (Röpke); § 218 (Hauer u. a.); Nationalsozialismus usw. (Kremer, Künneth, Schreiner, Hempel) [Sp. 913] — Verlorene Malerromantiker (Wolf) [Sp. 914] — Emil Strauß ens poetische Sendung [Sp. 917] — Der Segen der Sorge [Sp. 920] — Kirchliche Autonomie. Von Elsaß-Lothringen [Sp. 922] — Zehn Jahre Dornfeld. Dornfeld in Not! [Sp. 925] — Die Duchoborzen [Sp. 929] — Harnack zur „Gehaltssünde“ [Sp. 930] — Peter Rosegger und der Antisemitismus [Sp. 931] — Im Zeichen der Una sancta. Von den antimilitaristischen Pfarrern [Sp. 931] — Wöchentliche Chronik [Sp. 933] — Verschiedenes: Martin Wenck †; Berichtigung; Von nachbarlichen Zeitungen; Beiträge zu einer christlichen Politik; Kleine Mitteilungen [Sp. 935] — Versammlungskalender [Sp. 936] — Anzeigen

Askese

Dabei aber übe ich mich ... Apg. 24, 16
Ich betäube meinen Leib und zähme ihn ... 1. Kor. 9, 27

Alte Aufzeichnungen kommen mir zur Hand. Die Skizze einer Vorlesung über „christliche Askese“, die ich 1910 vor den schleswig-holsteinischen Freunden halten durfte. Was mag damals den Anlaß gegeben haben zu diesem Thema? Auch über die Aussprache finde ich Notizen. Der Unterschied christlicher von indischer, protestantischer von katholischer Askese hat uns beschäftigt. Fast einig waren wir darin, daß unser heutiges protestantisches Christentum die Askese vernachlässige, und daß ihr dazu weder die Reformatoren noch die Bibel ein Recht geben. Aber ich erinnere mich nicht, daß ein Anstoß für die Praxis davon ausgegangen wäre. Es blieb bei dem Geplänkel der Gedanken. Und war nachher wie zuvor.

Wenn man heute über Askese redet, so darf man von Anfang bis zu Ende einer inneren Beteiligung der Zuhörer sicher sein. Zwar bleibt „das Eine, was nottut“, das sacrosanctum verbum Dei, das Evangelium. Das ist die Hauptsache für alle Zeiten und Zeitumstände. Aber auf diesem Boden wachsen Kräfte und Gaben, Pflichten und Aufgaben mancherlei, die sind unterschieden nach Art und Macht, und wechseln nach Zeiten und Zeitumständen. Heut ist die Stunde der Askese. „Ich bitte euch, befreundet euch mit diesem Begriff.“

Askesis, dies griechische Wort kommt von dem Zeitwort askein „üben“ „sich üben“. So heißt es dort in der Apostelgeschichte: „ich übe mich“. Und seinen besonderen Inhalt hat das Wort bekommen in der Richtung der merkwürdigen Stelle im ersten Korintherbriefe, wo Paulus unser Christenleben mit dem Sport seiner Tage vergleicht:

Wisset ihr nicht, daß die, so in den Schranken laufen, die laufen alle, aber einer erlanget das Kleinod? Laufet nun also, daß ihr es ergreifet. Ein Jeglicher aber, der da kämpfet, enthält sich alles Dinges; jene also, daß sie eine vergängliche Krone empfahen, wir aber eine unvergängliche. Ich laufe aber also, nicht aufs Ungewisse; ich fechte also, nicht als der in die Luft streicht; sondern ich betäube meinen Leib und zähme ihn.

Und so bekennt sich der Apostel zu einem richtigen training und hält sein eigenes Vorbild seinen Lesern vor, damit sie es auch so halten.

Von Jesus lesen wir, daß er fastete, und er setzt bei seinen Jüngern einfach voraus, daß sie fasten (Matth. 4, 2. 6, 16 f. 9, 14 f., 17, 21 ff.). Und die ersten Christen haben das ebenso selbstverständlich getan (1. Kor. 7, 5. 2. Kor. 6, 5. 11, 27. Apg. 13, 2. 14, 23).

Luther lehrt sogar im Kleinen Katechismus: „Fasten und leiblich sich bereiten ist wohl eine feine äußerliche Zucht.“ Aber das ist versunken und vergessen.

Nun wacht die Forderung der Askese unter uns wieder auf, mit furchtbarer Gewalt.

Was in den Tagen der Reformation die Ablehnung des Fastens jeweilen zu einem Glaubensbekenntnis machte, ist für uns evangelische Christen erledigt. Es müssen wunderliche Winkelchristen sein, die da etwa meinen wollten, durch Fasten selig zu werden. Von dem „aus Gnaden durch den Glauben“ hätten sie nichts begriffen. Dort steht der Feind nicht mehr.

Aber warum das Kind mit dem Bade ausschütten? Mit der Verdienstlichkeit die Sache?

Und also, es geht nicht mehr ohne Askese. Man ist heute kein Christ ohne Askese. In einer Welt voll Not, in einer Umgebung voller Ansprüche, die nur von starken Muskeln durch alle denkbaren und undenkbaren Leistungen Leibes und der Seele erfüllt werden können, ist ein Christenleben ohne Askese ein Leben, das nichts taugt.

Ein sichtlicher Segen der Notzeit, die uns umgibt, ist es, daß wir uns wieder auf die Askese besinnen. Wo Andere teils verzweifeln, teils in blindem Leichtsinn dem Verhängnis zu entlaufen versuchen, fangen wir Christen wieder an zu entsagen. Weil wir müssen? Ja, weil wir müssen. Aber hier wird das Sprichwort wahr: aus der Not eine Tugend. Wehe uns, wenn wir das nicht fertig bringen! Wo bleibt unsre Salzkraft? Weniger wert sind wir dann als die Andern, die niemals Gottes Gnade gekostet haben, wert, auf die Straße geworfen und von den Leuten zertreten zu werden.

Askese muß heute Losung sein. Um unser selbst willen, damit wir stärker werden und überwinden. Um unsers Nächsten willen, damit wir auch heute noch haben „zu geben dem Dürftigen“, dem, der weniger hat als wir. R

Ein Friedenstraktat Zwinglis

Zum 11. Oktober

Zu Zwinglis vierhundertjährigem Todestag am 11. Oktober soll an dieser Stelle der folgende Friedenstraktat der Erinnerung an den Zürcher Reformator dienen. Als einzige ausdrückliche Friedensschrift aus der Feder eines der drei großen Reformatoren entbehrt die „göttliche Vermahnung an die Eidgenossen zu Schwytz“ nicht des aktuellen Interesses. Zwinglis eindrückliches Schreiben greift freilich in eine ganz bestimmte Situation seines Volkes und seiner Zeit ein. Es ist aus der Verantwortung des Augenblickes geboren. Dies dürfte aber unser Interesse daran nicht vermindern. Gerade in der Eindrücklichkeit, in der er zur rechten Stunde seinem Volk ins Gewissen redet, redet Zwingli auch kräftig zu unsrer Zeit und unserm Geschlecht.

Zum Verständnis nur dies Wenige: Zürich hatte unter der Einwirkung Zwinglis bereits die Erneuerung des französischen Soldvertrages zurückgewiesen, als die Kontingente der übrigen eidgenössischen Stände im Frühjahr 1522 in französischem Dienst an der Bicocca in Norditalien eine blutige Niederlage durch die deutschen Landsknechte erlitten. Gerade noch im rechten Moment vernahm Zwingli, daß auf Sonntag, den 18. Mai, die Landleute des angesehenen Standes Schwyz zu einer Landsgemeinde zusammenberufen worden waren. Unverzüglich verfaßte er zu Handen der Landsgemeindebürger seine „Vermahnung", die denn auch des Eindrucks nicht verfehlte: die Schwyzer traten — leider nur für zu kurze Zeit — von dem verderblichen Soldbündnis mit dem französischen König zurück.

Der hier verkürzt wiedergegebene Text findet sich, in der oberländischen Mundart Zwinglis, im Corpus Reformatorum, Zwinglis Werke, Bd. 1, S. 165—188.

Madiswil Peter Barth

Eine göttliche Vermahnung
an die ehrsamen, weisen, ehrenfesten, ältesten Eidgenossen zu Schwyz,
daß sie sich vor fremden Herren hüten und entladen sollen,
von Huldrich Zwingli,
einfältigem Verkündiger des Evangeliums Christi Jesu

Gnädige, liebe Herren, Ammann, Rat und Gemeinde zu Schwyz! Eure ehrsame Weisheit möchte sich wundern, woher mir die Vermessenheit komme, daß ich unternehmen dürfte ein ganzes Land zu lehren. Dies geschieht aber wahrlich nicht in vermessenem Sinn; sondern wie der weise Salomo spricht: „Gib dem Weisen einen Antrieb, so wird er noch weiser werden", schien mir not, euch meine Meinung anzuzeigen, damit ihr danach euch noch fleißiger beraten möget. Denn bei einem traurigen Unglücksfall und Schaden (wie ihr einen solchen leider jetzt erlitten habt — Gott möge euch in eurem Leide trösten und künftig davor behüten!) ist nicht Jeder in der Lage, von sich aus das Beste zu treffen. Dazu könnten große Zerwürfnisse und Zwietracht unter euch erwachsen aus solchem Schmerz, womit der Schaden aber doch nicht wieder gut gemacht wird — Gott erbarm's! Damit ihr nun aus göttlicher Schrift und Meinung aller fremden Herren und Schaden ledig werden möget und davor behütet, hat mich die große Liebe, die ich von Kindestagen her zu euch hegte ... gezwungen, meine besorgte Meinung kundzutun, damit nicht solcher fremder Herren Schaden uns noch zu größerm Unrat bringe, sondern wir unsre Irrung, dieweil es noch leicht geht, aufgeben, bevor die Krankheit überhand nimmt. Sonst ist zu besorgen, es werden uns die Herren, die uns mit Eisen und Hellebarden nicht einnehmen konnten, mit weichem Gold überwinden — was Gott verhüten wolle, der euch seinen Rat und seine Weisheit nie entziehen möge.

Darum ermahne ich auch eure Weisheit, mir meine Vermessenheit zu verzeihen, daß ich es wagte, euch zu schreiben. Denn ich habe es nicht getan irgend einem Herren zu Gunst, sondern aus Furcht Gottes und aus Liebe zu einer ehrsamen Eidgenossenschaft. Ich habe alles in drei Tagen ereilen, dichten, schreiben, drucken lassen müssen, denn ich vernahm erst am Mittwoch, daß die Landsgemeinde auf den Sonntag angesetzt sei.

Gegeben zu Zürich am 16. Mai, im Jahr 1522. Das walte Gott!

* * *

Gott wollte den Menschen aus Erde schaffen, wie mir scheint aus keinem andern Grund, als daß der Ursprung der Materie, daraus er gemacht war, ihn demütigte, und die gemeinsame Mutter der Menschen, die Erde, ihre Kinder nicht ließe sich über einander erheben, noch zwieträchtig werden, wenn sie sähen, daß sie von einer Mutter gleich geboren und gleich genährt werden. Ja, daß der himmlische Vater alle Menschen von einem Vater, Adam, wollte kommen lassen, ist auch allein um der Einigkeit willen geschehen. Sonst hätte er die ganze Welt auf einmal mit Menschen anfüllen können, oder diese aus rückwärts geworfenen Steinen machen, wie die Poeten von Deukalion und Pyrrha gedichtet haben. Er hat den Menschen auch nach seinem Bildnis geschaffen, damit, wie die drei Personen, Vater, Sohn, Geist, ein einiger Gott sind, der mit sich selber nicht uneinig noch zwieträchtig sein kann, also auch der Menschen Leben einig, friedsam und einhellig sein sollte. Darum hat Christus auch den himmlischen Vater gar inniglich gebeten: „Heiliger Vater, behüte, die du mir gegeben hast, in deinem Namen, daß sie eins seien, gleich wie wir."

Aus dem allen hören wir, daß die ewige Weisheit nicht nur im Anfang der Schöpfung, sondern auch in der Wiedergeburt, mit der uns Christus beschenkt hat, Einigkeit im Sinn hatte, damit wir, wenn uns unsere leibliche Geburt und unser leiblicher Ursprung nicht vereinigen möchte, doch in der geistlichen Wiedergeburt und Erneuerung in einem Geist, in einem Glauben, in einer Taufe, in einem Erlöser Jesus Christus, eins würden ...

Da wir Christen nun durch so gewaltige Mittel vereinigt werden, woher kommt es denn, daß unter uns größere Zwietracht ist als unter den Ungläubigen? und daß in einer Eidgenossenschaft, in der bisher eine brüderliche Liebe waltete, so große Zwietracht um fremder Herren willen erwächst? Antwort: es kommt daher, daß die rechte pietas, d. i. Andacht und rechtes Anbeten und Erkennen Gottes, in uns erloschen ist, wie auch der heilige Paulus Röm. 1 schreibt ... Dies sind alles Worte des Paulus, aus denen ihr hört, daß all der Unrat der aufgezählten Laster daraus erwächst, daß wir Gott verlassen, ihn nicht recht erkennen, nicht auf ihn sehen, nicht gänzlich auf ihn hoffen, ja ihn gleich wie einen alten schlafenden Hund verachten. Was aber schuld ist, daß wir ihn so ganz vergessen haben, lasse ich jetzt auf sich beruhn. Ich werde das später noch sagen.

Nun merkt eure ehrsame Liebe, daß, wo die genannten Laster sind, man vorher von Gott abgewichen ist. Und wiederum, wo man von Gott weicht und auf sich selber vertraut, da folgen diese Laster hernach als eine Pein und Strafe für die Flucht vor Gott. Dagegen, wer sich an Gott allein hält, ihm alle guten und ehrenvollen Taten zuschreibt, nichts höher schätzt als die Erkenntnis und Liebe Gottes, den läßt er nicht in die große Unzahl der genannten Laster fallen. Und wo er ihn schon fallen läßt, behütet er ihn doch, daß ihm der Fall nicht schädlich sein kann ... Aber sehr unselig sind diejenigen, welche zu unsern Zeiten nicht sehen wollen, daß sich Gott wegen unsrer Missetat von uns gewendet hat — weder an der Menge der Laster, die in unsern Zeiten so zahlreich sind, daß Paulus in den angeführten Worten keines aufzählt, das zu unsrer Zeit nicht vorkomme, noch an dem leiblichen Schaden und der Schande. Ich meine dies so: unsre Vorfahren haben aus keiner andern denn göttlicher Kraft ihre Feinde überwunden und sich in Freiheit gesetzt. Sie haben solches auch immer treulich bei sich erkannt mit großer Dankbarkeit und Liebe, nicht weniger als die Kinder Israels, als sie nach der Erlösung von Pharao und dem Durchgang durch das Rote Meer Gott lobend sangen: „Laßt uns dem Herrn singen ..." Dazu haben auch unsre Vorfahren nicht um Lohn Christenleute totgeschlagen, sondern um ihre Freiheit allein gestritten, damit ihr Leib, Leben, Weiber, Kinder einem üppigen Adel nicht so jämmerlich zu allem Mutwillen unterworfen wäre. Welcher Freiheit Gott selber günstig ist, wie er bezeugt hat damit, daß er alle Kinder Israels aus Aegypten geführt hat, weil König und Volk von Aegypten sie ungnädiglich und schmählich hielten; lies Exodus! Ebenso als sie später nach einem König schrieen, unterrichtete er sie, ohne Zweifel zur Warnung vor der Herrschaft, über den Mißbrauch und die Gewalt des Königtums. Ferner gesteht auch der heilige Paulus zu: „Kannst du aber frei werden, so strebe noch viel mehr darnach." Darum hat ihnen Gott allezeit Sieg, Ehre und Gut gemehrt, so gewiß, so oft, daß kein Herr stark genug war, sie zu überwinden ...

Nun aber haben wir angefangen uns selber zu gefallen und uns selber für klug zu halten, aus dem, das allein Gottes ist. Wie leider allem menschlichen Geschlecht so oft geschieht: nachdem sie fett und groß geworden sind in zeitlichen Reichtümern und Ehren, so stemmen sie sich rückwärts von Gott. Noch wollen wir armen Menschen nur mit aufgerichtetem Kopf einhertreten, was aber Gott ganz widerwärtig ist und was er nicht leidet, wie wir sehen, als David die Kinder Israels zählen ließ ...

Wie sollte da uns nicht auch Schande und Schaden von Gott zugefügt werden, wenn wir unsern Namen mit solcher Pracht erhöhen: „wir haben dies getan, wir wollen jenes tun, Niemand kann uns widerstehen." Gleich als ob wir mit dem Tod einen

Bund gemacht hätten und mit der Hölle ...; gleich als ob wir Eisen wären und andre Menschen Kürbisse ... Gewiß, er schenkt uns den Hochmut nicht. Wartet er schon lange, so tut er es nur, damit wir uns bessern ...

Da nun leider seit einiger Zeit Viele unter uns, kindisch sich selbst und Gott vergessend, sich durch ihre Begierde haben verführen lassen, hat der Teufel, aller Frommen Feind, gleichwie im Anfang der Schöpfung die Schlange, so zu unsern Zeiten die fremden Herren aufgerichtet, daß sie also zu uns sprechen: „Ihr starken Helden sollt nicht in eurem Land und Gebirg bleiben; was wollt ihr in dem rauhen Land? dient uns um reichen Sold — das wird euch einen großen Namen und großes Gut gebären und eure Stärke wird bei den Menschen bekannt und gefürchtet ...“ Also sind sie mit einer einfältigen Eidgenossenschaft umgegangen, ihren eigenen Nutzen suchend, bis sie uns in solche Gefahr gebracht haben, daß wir, ohne des Vaterlandes zu achten, größere Sorge darum tragen, wie wir ihnen ihr Reich und ihre Gewalt erhalten, als unsre eignen Häuser, Weiber und Kinder. (Doch frommer Mann, nimm dich des nicht an!) Und das wäre alles ein Kleines, wenn wir uns nicht damit Schande und Schaden zuzögen. Wir haben in einem Menschenalter in Neapel, bei Novarra und in Mailand größeren Schaden in der Herren Dienst empfangen, als seit Bestehen der Eidgenossenschaft, und sind in eigenem Krieg stets siegreich gewesen, in fremdem meist sieglos.

Das alles aber ist angerichtet worden von denen, die mehr auf ihren eigenen Nutzen als auf den gemeinsamen gesehen haben. Und doch muß die Gesamtheit den Schaden tragen, ja, es wächst von Tag zu Tag mehr und mehr der Geiz, die Wollust, der Mutwille, der Ungehorsam, es sei denn, wir ziehen ein neues Kleid an und öffnen die Augen, so, daß wir die Gefahr, die damit verbunden ist, sehen und verhüten.

Die erste und größte dieser Gefahren ist, daß wir uns auf schwere Weise den Zorn Gottes zuziehen, wie Micha im 2. Kapitel angezeigt wird: „Sie haben Aecker begehrt und mit Gewalt die Häuser eingenommen und in Schmach gebracht den Mann und sein Gesinde, den Mann und sein Eigentum ... Und haben die, welche einfältig wandelten, in Krieg hineingebracht ... Darum spricht der Herr diese Worte: Nehmt wahr, ich denke Böses über dies Volk, dem ihr eure Hälse nicht werdet entziehen können, und werdet nicht mehr hoffärtig wandeln, denn es wird eine böse Zeit sein.“ Diese Worte sind klar genug, in denen der Prophet anzeigt die Unbill der Kriege und das Dräuen des Zornes Gottes.

Es soll auch ein Jeglicher die Gefahr des Krieges an sich selbst bedenken, wenn mit ihm gehandelt würde, wie er mit andern Christenmenschen handelt, daß, wenn ein fremder Söldner dir gewaltiglich in dein Land zöge, deine Matten, Aecker und Weingärten verwüstete, deine Kinder und dein Vieh hinwegtriebe, allen Hausrat zusammenbände und hinwegführte, deine Söhne, die sich und dich beschirmen wollten, vorher erschlagen hätte, deine Töchter vergewaltigte, deine liebe Hausfrau, wenn sie hervortritt und ihm zu Füßen fällt, für euch Gnade begehrend, mit den Füßen wegstieße, und dich frommen alten Knecht, der du in deinem eigenen Haus und Gemach vor Furcht verborgen daliegst, hervorzöge und dich im Angesicht deines Weibes jämmerlich erstäche, unangesehn dein zitternd, ehrsam Alter, deiner frommen Hausfrau Jammer und Klage, und zum letzten dazu noch Haus und Hof verbrennte: — so meintest du, wenn sich der Himmel nicht auftäte und Feuer spie und das Erdreich sich nicht zerrisse und solche Bösewichte verschluckte, so wäre kein Gott. Wenn du aber dasselbe einem Andern tust, meinst du, es sei Kriegsrecht. Sieh aber, was es um einen tüchtigen Kriegsmann ist, wenn es mit dem Kriege so bestellt ist, wie es Euripides, ein griechischer Poet, gesehen hat, der in der Hekuba sagt: „Im Kriege wird der für böse gehalten, der nichts Böses tut“, der einen Menschen nicht wie einen Frosch einschätzen kann. Es legen Etliche aber damit leider große Reichtümer zusammen ohne Furcht vor dem Zorn Gottes, der doch Jesaja 5 droht: „Wehe euch, die ihr ein Haus zum andern füget (d. i. mit Aufkaufen alles aneinander hängt), und einen Acker an den andern, soweit das Land reicht. Wollt ihr allein das Erdreich bewohnen? Ich vernehme diese Dinge, und mein Zorn wird nicht nachlassen, bis viele Häuser öde werden und ohne Einwohner.“

Es soll uns auch der Einwurf nicht irre machen, da gesprochen wird: Krieg ist eine Strafe Gottes, so muß also immer Einer sein, der den Andern bekriegt; man hat im Alten Testament auch Kriege geführt. Auf das Erste antworte ich: Hört dagegen, was Christus spricht: „Es ist gewiß, daß Aergernis und Schande kommen wird; wehe aber dem Menschen, durch den es geschieht.“ So verdienen wohl Etliche die Ungnade Gottes, daß er sie mit Kriegen peinigt; wehe aber dem, der sie bekriegt. Es straft Gott die Bösen mit den Bösen, wie du lernen magst aus Ezechiel am 29., daß Gott die Stadt Tyrus durch Nebukadnezar gestraft hat und darnach dieselben Babylonier auch wieder gestraft, wiewohl sie die Kinder Israels nach dem Willen Gottes mit der Gefangenschaft gestraft hatten ... Seht, wie Gott den Sieg gibt, also nimmt er ihn auch wieder, wo man den sich zuschreibt oder mißbraucht. Es ist kein Volk noch Königreich je mit Kriegführen emporgekommen, das nicht mit Krieg wieder verderbt worden wäre. Das zeigt sich am Volk Israel, an den Lakedämoniern, den Athenern, Persern, Makedoniern, Assyrern und den Römern, deren Gebiet reicher und stärker war als das aller Andern. Was sind sie aber jetzt Anderes als die Ueberwundenen? So, daß alle die Völker, die von ihnen überwunden worden sind, sie leicht in ihre Gewalt bringen könnten.

Auf das Zweite antworte ich: Die Kinder Israels haben entweder sündige Völker bekriegt, die sie nicht in das verheißene Land ziehen lassen wollten oder sie nicht in Frieden ließen, als sie darin waren. Das alles ist ein Sinnbild des geistlichen Krieges, den wir jetzt als in Christus wiedergeborene und neue Menschen mit dem Laster und dem Unglauben führen sollen ... Oder du magst sagen, daß Gott durch sie die Bösen gestraft hat, so sind sie deswegen selber nicht gut. Gott kann das Böse zu gutem Nutzen verwenden, darum hoffe ich auch in dem gegenwärtigen Schaden, er werde uns denselben zur Besserung dienen lassen. Man muß die Rute gebrauchen, wenn Worte nichts helfen; und hilft die Rute nicht, so kommt es zuletzt an den Scharfrichter. Wo Gott straft, da ist noch Hoffnung auf Gnade. Seht nun zu, daß wir ihn fürchten und lernen, daß ihm solche Prahlerei, solcher Hochmut und solches Kriegführen nicht gefällt ... Aber Gott hat ein Wohlgefallen an denen, die ihn fürchten und hoffen auf seine Barmherzigkeit ...

Die zweite Gefahr, die uns von den Herren und ihren Kriegen herkommt, ist, daß dadurch niedergedrückt wird die gemeine Gerechtigkeit. Wie ein altes Sprichwort sagt: Leges silent inter arma, d. i. wo die Waffen die Herrschaft haben, da müssen die Gesetze stillstehen und schweigen. Auch ist das Wort Kriegsrecht nichts Anderes als Gewalt. Brauch es, wie du willst, und überlege es, wie du willst. Noch werfen sie ein: „man muß die Ungehorsamen mit Gewalt und Waffen zwingen, wenn sie sich dem Recht nicht unterwerfen wollen.“ Antwort: gleich wie du mir einen fleischlichen Einwurf machst, so will ich dir eine menschlich weise Antwort geben, nämlich: ja, wenn man mit Kriegen nur diese träfe oder Jeder die ihm in vernünftigen Dingen Ungehorsamen zum Gehorsam zwänge, so möchte es seinen Weg gehen. Was sagst du aber dazu, daß du Geld nimmst und einem fremden Herrn hilfst ein anderes unschuldiges Land mit Gewalt berauben, einnehmen und verderben? Ja, daß du Herren hilfst, denen garnicht ziemt Krieg zu führen, wie Bischöfen, Päpsten, Aebten und anderen Geistlichen, allein um des Geldes willen?

Wollen wir aber christlich von der Sache reden, so ziemt sich Krieg überhaupt nicht. Wir sollen nach der Lehre Christi Gott bitten für die, die Böses über uns reden und die uns verfolgen, und sollen nach einem Backenstreich den andern Backen auch darbieten. Denn so werden wir Söhne des himmlischen Vaters ...

Die dritte Gefahr ist, daß man mit fremdem Geld und Krieg böse Sitten heimbringt und pflanzt. Das sehen wir deutlich; denn die Unsern sind nie aus fremden Kriegen heimgekommen, ohne daß sie etwas Neues mitgebracht haben an Kleidung für sie selbst und ihre Weiber, an Speise, an unmäßigem Trinken, an neuen Flüchen; und was sie Sündliches sehen, das lernen sie gern, so daß zu besorgen ist, daß, wenn wir von fremden Herrn nicht lassen, wir mit der Zeit noch schädlichere Laster lernen werden. Es werden auch die Sitten der Frauenzimmer schlimmer und gottloser ... Ferner ist zu besorgen, es werde mit der Zeit rückwärts gehen mit der Manneskraft, wiewohl wir dessen noch

nicht inne geworden sind. In der Wollust wird man verweichlicht, und sanft Leben wird nicht gern verlassen. Wer großes Leibgeding hat, sagt man, der stirbt nicht gern ... Was meint ihr, was am Ende werde aus den goldenen Hemden, den Fingerringen, der seidenen Kleidung? ...

Die vierte Gefahr ist, daß die Herrengaben großen Haß und Untreue unter uns gebären. Denn der Haß ist von Natur des Glückes Geselle, sodaß, wo man Glück hat, die Mißgunst gleich nachfolgt ... Und nach solcher Mißgunst kommt auch Uneinigkeit und Unwille derer, welche sagen: „Geh du vor, tue du dies! kannst du mehr Geld auflesen, so lies auch mehr Streiche auf!" ...

Die letzte Gefahr ist, daß man besorgen muß, man komme zuletzt in der Herren Hände, entweder derer, die Freundschaft mit uns halten, oder derer, die uns feind sind. Und sollte es dazu kommen, daß man uns mit dem Maß messen würde, mit dem wir gemessen haben, wir könnten unsern Jammer nicht genug beweinen ...

Darum, fromme, getreue, weise, liebe Ehrenmänner von Schwyz, ermahne ich euch um des Leidens und Erlösens Jesu Christi, unseres Herrn, willen ... hütet euch vor der fremden Herren Geld, das uns umbringen würde, und tut das, solange es noch geschehen kann, und folgt nicht denen, welche sagen: „es steht noch wohl in einer Eidgenossenschaft; der Unwille, der sich unter uns zeigt, ist nur ein Blast." ... Laßt euch die ausfallenden Reichtümer nicht bekümmern! es ist ein armer Reichtum, um deswillen einer umkommen muß... Seid eingedenk der anfänglichen Eidgenossenschaft, ob Gott nicht unsren einfältigen Altvordern (durch seine Macht) geholfen habe! Wie er zu den Kindern Israel gesagt hat: „Wenn ihr in meinen Geboten wandeln werdet und meine Befehle halten, so werde ich euch Frieden geben."...

Hiebei sollen alle Frommen Gott inniglich anrufen, daß er uns erhören und bessern wolle. Es schadet nichts, daß der Widerstrebenden viele sind; Gott ist stärker denn sie alle. Lassen wir nur nicht ab, ihn ängstlich zu bitten und anzurufen; er wird uns wohl rechten Sinn und Verstand geben und uns vom Bösen zum Guten kehren. Das tut Gott. Amen.

Betrachtungen zum Thema „Marxismus"

3. Von Marx zum Marxismus

Die perverse Willkür, mit der heute Führer, Lehrer und Hirten des Volkes Karl Marx und den Marxismus erledigen im Namen der Kultur, der Zivilisation, der Religion, macht die Schwierigkeit einer ernsthaften, die Oberfläche durchstoßenden Auseinandersetzung offenbar. Die von Gleichgültigkeit bis zu Fanatismus begleitete Einbildung marxistischer Bildung auf der andern Seite verfemt a priori jeden Versuch einer von der Schablone abweichenden Behandlung der hier auftauchenden Fragen. Beide Haltungen zum Marxismus gehören zusammen und lassen sich verstehen aus der Unsicherheit, die ein Merkmal mangelnder Verwurzelung ist. Unsere Betrachtungen müssen, um sich nicht im Feilhalten marktgängiger Ware zu erschöpfen, einen eigenmächtigen Charakter tragen.

Beim Biographischen, über das jedes Lexikon Auskunft gibt, wollen wir nicht verweilen. Wenn ausdrücklich in die Erinnerung zurückgerufen wird, daß Karl Marx und sein Freund Friedrich Engels von 1818 bis 1883 und 1818 bis 1895 gelebt haben, so deshalb, um den gebildeten Leser zu ermuntern, sich das allgemeine Bild jener Zeit zu vergegenwärtigen. Karl Marx kann nicht anders denn aus seiner Zeit verstanden werden.[1]) Blicken wir heute auf die Behandlung, die er extra et intra muros erfährt, so entfällt der Vorwurf einer Selbstverständlichkeit des eben Gesagten.

Der Weg von Marx zum Marxismus bzw. Antimarxismus ist der einer Erstarrung, eines Verhärtens. Gelehrt ausgedrückt: einer Systematisierung, Abstrahierung und damit Verabsolutierung. Bereits sprachlich findet diese Entwicklung ihren Ausdruck. Man spricht und schreibt von: Marx als Mehrwerttheoretiker, als Geschichtsphilosoph, als Sozialist, als Materialist (und last not least — als Jude). Man hat im Laufe der Jahrzehnte sich bemüht, diesen „Marx als ..." festzustellen, zu katalogisieren, dem Verstand einzuverleiben als positive oder negative „Größe". Kann ich das Reptil festhalten, dann vermag ich ihm Giftzähne auszubrechen, eine Aufgabe, der man sich mit Eifer unterzog. Diese Art Wissenschaft übersah nur Eines, dies aber völlig: den Unterschied von Mensch und Ding, den Zusammenhang von Ding und Mensch, die eigentümliche Art des Ineinanderspielens von Denker und Gedanke. Zwar schnüffelten mehr oder weniger wohlmeinende Autoren von jeher im Menschlichen der Denkmaschine „Karl Marx" herum. Da tauchten Rätsel auf und Widersprüche wurden laut. Man verstand das Menschliche vom Ding aus nicht oder beinahe nicht. Man umschmückte deshalb das Ding, das Systembereite mit menschlichen Zügen. Man pflegte das Bio-Graphische.

Aber Biographie ist Vergewaltigung, gestaltet ein Subjekt zum Objekt. Mit anderen Worten: Das Sein eines Menschen in seinem unmittelbaren und unvermittelten Wirken und Werken, Bekennen und Schweigen ist Eines. Der „Mensch als ..." ist ein Anderes, Verfügbares; abhängig von Material, Sammler und Beschreiber.

„Kapital": das ist ungefähr der Inbegriff dessen, was man gemeinhin von den Werken des Karl Marx „kennt". In der allgemeinen Vorstellung besteht dieses Werk aus einem Band. In Wirklichkeit hat es den Umfang von drei Büchern in vier Bänden. Kapital ist Kapital, dazu ein dicker Wälzer, bei dessen Lektüre man nach zehn Seiten bereits den Mut verliert. Wüßten z. B. unsere Studenten der Nationalökonomie (d. h. würden Dozenten es ihnen verraten), daß „Das Kapital" lediglich ein Titel ist, der erst verständlich wird durch seinen Untertitel: Kritik der Politischen Oekonomie, man würde mit beiden Händen nach diesem „Kapital" greifen.[2])

Im Vorwort des Herausgebers (Karl Kautsky) der Volksausgabe des ersten Bandes wird eine Anleitung zum Studium des Werkes gegeben. Es behandelt den Produktions- und Zirkulationsprozeß des Kapitals, den Gesamtprozeß der kapitalistischen Produktion. Das erste Buch zergliedert und bestimmt die für das Verständnis kapitalistischer Wirtschaft wichtigen Kategorien: Ware, Wert, Geld, Kapital, Mehrwert, Arbeitslohn, Akkumulationsprozeß. Im zweiten und dritten Buch finden wir eine Darstellung der Veränderungen des Kapitals in seinen verschiedenen Funktionen, die Erklärung der Begriffe Profit, Preis, Zins, Unternehmergewinn usw. Der Anfänger in der Lektüre, zumal wenn er, was üblich ist, die Vorworte von Marx und Engels übergeht, stößt sich an dem theoretischen Charakter. Mit Unrecht! Gerade der erste Band enthält große Kapitel, in denen das, was theoretisch gelehrt werden soll, historisch-empirisch mit reichem Material unterbaut wird. Das ist überhaupt das Ausgezeichnete bei Marx, daß er seine Theorie niemals grau werden läßt, sondern sie verlebendigt.

Das „Kapital" ist ein Grenzstein nicht nur in der Entwicklung der Politischen Oekonomie und der Gesellschaftslehre überhaupt, sondern besonders noch in der des Sozialismus. Während bisher u. a. der utopische Sozialismus auf Grund allgemeiner, ewiger Prinzipien ein sozialistisches Zukunftsbild malte, unterzieht Marx die Basis, die Gegenwart einer Kritik. Marx weiß, daß die Grundlage und die Zukunft des Sozialismus nicht in

[1]) Der Verfasser ist sich bewußt, daß die beiden letzten Sätze eine herkömmliche Phrase enthalten. „Aus seiner Zeit" deutet auf Sachliches, begrifflich Faßbares, unserer Betrachtung offen Liegendes. Besser wäre zu sagen „in oder innerhalb seiner Zeit". Das weist auf ein Geschlossenes, uns Heutigen vielleicht in der Abstraktion, nicht aber dem Fleisch und Blute nach Zugängliches. — Da hilft uns nicht einmal das griffbereite Wissen, daß Karl Marx eigentlich Karl Mordochai heißen soll!

[2]) Und Hörsäle würden sich entvölkern!

irgendwelchen Ideen, Wünschen und Hoffnungen ruht, sondern in einer Gesetzmäßigkeit dessen, was ist. Und das war für ihn der Kapitalismus seiner Epoche. Auf der Grundlage einer Kritik und Analyse dieses herrschenden Wirtschafts- und Gesellschaftssystems ergeben sich ihm gewisse Folgerungen und Prognosen für eine sozialistische Zukunft.[3]) Sein Freund Engels schreibt in einer Rezension über den 1. Band des „Kapitals" folgende charakteristischen Sätze[4]):

Was nun die Tendenz des Verfassers angeht, so können wir auch darin wieder eine doppelte Richtung unterscheiden. Soweit er sich bemüht nachzuweisen, daß die jetzige Gesellschaft, ökonomisch betrachtet, mit einer anderen, höheren Gesellschaftsform schwanger gehe, insoweit bestrebt er sich nur denselben allmähligen Umwälzungsprozeß auf dem sozialen Gebiet als Gesetz hinzustellen, den Darwin naturgeschichtlich nachgewiesen hat. Eine solche allmählige Veränderung hat ja auch bisher in den gesellschaftlichen Verhältnissen vom Altertum durch das Mittelalter bis jetzt stattgefunden, und es ist unseres Wissens noch nie von irgendwelcher wissenschaftlichen Seite ernsthaft behauptet worden, daß Adam Smith und Ricardo in Beziehung auf die künftige Weiterentwicklung der heutigen Gesellschaft das letzte Wort gesagt hätten. Im Gegenteil, die liberale Lehre vom Fortschritt schließt auch den Fortschritt auf sozialem Gebiete ein, und es gehört zu den anmaßlichen Paradoxen der sogenannten Sozialisten, zu tun als wenn sie den gesellschaftlichen Fortschritt allein gepachtet hätten. Den gewöhnlichen Sozialisten gegenüber ist es als Verdienst von Marx anzuerkennen, daß er auch da einen Fortschritt nachweist, wo die extrem einseitige Entwicklung der gegenwärtigen Zustände von unmittelbar abschreckenden Folgen begleitet ist.

Es ist unbestreitbar, daß vor allen Dingen der 1. Band des „Kapital" bald nach seinem Erscheinen bis auf den heutigen Tag tiefgehende Wirkungen verursacht hat. Einmal erhielten die Arbeiterbildungszirkel durch ihn Stoff und Anleitung zur Schärfung der Beobachtung dessen, was sich tagtäglich in der Umwelt abspielte. Der so geschulte Arbeiter gewann das Zeug, realistisch-kritisch die kapitalistischen Erscheinungen ins Auge fassen zu können. Zum Andern aber speiste der 1. Band Abscheu und Empörung über das auch in Deutschland sich immer mehr durchsetzende Ausbeutersystem. Besonders die ohne Schwierigkeit lesbaren Kapitel 12, 13 und 23: „Teilung der Arbeit und Manufaktur", „Maschinerie und große Industrie", „Das allgemeine Gesetz der kapitalistischen Akkumulation" sind Fundgruben historischer Daten, die in dieser lebendigen Darstellung geeignet sind, die Brutalität kapitalistischer „Ordnung" kraß und deutlich vor Augen zu führen, die aber gleichzeitig zeigen, daß hier nicht ein Bücherwurm Anklage erhebt, sondern ein Mensch!

Dem intensiven Studium besonders des 1. Bandes entsprach anderseits eine gewisse Vernachlässigung der übrigen Werke, soweit sie zugänglich waren, der beiden Begründer des „wissenschaftlichen Sozialismus". Und das hatte m. E. unabsehbare Folgen für die bisherige Erkenntnis der Marx-Engels'schen Lebensleistung. Die Tendenz war aus hier nicht näher zu erörternden Gründen — vielleicht nicht so sehr in der Theorie an und für sich, sicher aber in der sozialistischen Bewegung, also in praxi und de facto — sehr stark, „Das Kapital" durch eine gewisse Isolierung zu verabsolutieren. D. h. sein eigentlicher Zweck, eine Anwendung des philosophischen und geschichtsphilosophischen Standpunktes von Marx auf die damalige Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung zu liefern, trat im Bewußtsein der Meisten, die „Das Kapital" studierten und gleichzeitig in der sozialistischen Bewegung arbeiteten, zurück zugunsten der Meinung, im „Kapital" eine fertige, in sich abgeschlossene Zergliederung und Kritik des kapitalistischen Systems zu besitzen. Wenn für gewisse im „Kapital" niedergelegten Fundamentalerkenntnisse der Anspruch erhoben werden kann auf Gültigkeit in der kapitalistischen Wirtschaft überhaupt, unabhängig von verschiedenen Strukturphasen ihrer Entwicklung, so enthält das Werk anderseits Behauptungen und Schlüsse, die aus dem Umkreis des spezifischen (zumeist englischen) Erfahrungsmaterials, das Marx zu Gebote stand, verstanden sein wollen. Je mehr aber „Das Kapital" zum Rüstzeug der modernen Arbeiterbewegung wurde, d. h. je mehr es dem einzelnen klassenbewußten Proletarier als Fundament seines sozialistischen Wissens diente, desto mehr nahmen die darin niedergelegten Erkenntnisse den Charakter von Wahrheiten an, die an und für sich auch in der Vereinzelung dastehend Geltung beanspruchen. „Das Kapital" löste sich faktisch für die Mehrzahl derer, die aus ihm ihre geistige Nahrung schöpften, los von den letzten philosophischen Grundsätzen, aus denen heraus Marx die Darstellung seiner Forschungsergebnisse entwarf.

Die Bildung von Schulen innerhalb des marxistischen Lagers — wir können sagen: orthodoxe und liberale Schulrichtungen — war auch eine Folge des unkritischen „Kapital"-Kultes. Es wäre irrtümlich, bei der Beurteilung der verschiedenen schulemachenden Richtungen die politischen und sozialen Momente nicht in erster Linie zur Erklärung heranzuziehen. In dem Maße, in dem die Sozialdemokratie an Zahl der Anhänger und an politischem Gewicht gewann, meldeten sich die Ansprüche und Einstellungen der verschiedenen in ihr vertretenen proletarischen und kleinbürgerlichen Schichten zum Wort. Gerade der Umstand, daß „Das Kapital" sich in breitere Schichten der Sozialdemokratie hinein den Rang einer Bibel, eines Buches der Wahrheiten schlechthin errang, daß die Verbindung zwischen den jeweiligen gesellschaftlichen Fragen und den Wahrheiten dieser Bibel unmittelbar hergestellt wurde und nicht auf dem Wege über die dem „Kapital" zu Grunde liegende Methode samt deren Elementen, mußte über kurz oder lang die Bildung von

[3]) „Das kommunistische Manifest" (in der mir zur Verfügung stehenden Ausgabe von Dr. Hermann Duncker aus Franke's Verlag, Leipzig 1920, finden sich auch in einem Vorwort orientierende Worte zur Entstehungsgeschichte des Manifestes, das im Wesentlichen, so wie es vorliegt, ein Werk von Marx ist, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden als Manifest für den „Bund der Kommunisten"), eines der glänzendsten Dokumente des Sozialismus und der modernen Arbeiterbewegung, enthält u. a. ein Kapitel, in dem die verschiedenen vormarxschen Schattierungen des Sozialismus in einer unübertrefflichen, prägnanten Weise charakterisiert werden. Aus dem Abschnitt „Der kritisch-utopistische Sozialismus und Kommunismus" sei eine Stelle zitiert: „Die Bedeutung des kritisch-utopistischen Sozialismus und Kommunismus steht im umgekehrten Verhältnis zur geschichtlichen Entwicklung. In demselben Maße, worin der Klassenkampf sich entwickelt und gestaltet, verliert diese phantastische Erhebung über denselben, diese phantastische Bekämpfung desselben allen praktischen Wert, alle theoretische Berechtigung. Waren daher die Urheber dieser Systeme auch in vieler Beziehung revolutionär, so bilden ihre Schüler jedesmal reaktionäre Sekten. Sie halten die alten Anschauungen der Meister fest gegenüber der geschichtlichen Fortentwicklung des Proletariats. Sie suchen daher konsequent den Klassenkampf abzustumpfen und die Gegensätze zu vermitteln. Sie träumen noch immer die versuchsweise Verwirklichung ihrer gesellschaftlichen Utopien, Stiftung einzelner Phalanstere, Gründung von Home-Kolonien, Errichtung eines kleinen Ikarien — Duodezausgabe des neuen Jerusalem — und zum Aufbau aller dieser spanischen Schlösser müssen sie an die Philanthropie der bürgerlichen Herzen und Geldsäcke appellieren. Allmählich fallen sie in die Kategorie der oben geschilderten reaktionären oder konservativen Sozialisten und unterscheiden sich nur noch von ihnen durch mehr systematische Pedanterie, durch den fanatischen Aberglauben an die Wunderwirkung ihrer sozialen Wissenschaft. Sie treten daher mit Erbitterung aller politischen Bewegung der Arbeiter entgegen, die nur aus blindem Unglauben an das neue Evangelium hervorgehen konnte."

[4]) „Der Beobachter." Ein Volksblatt aus Schwaben. Stuttgart. 27. Dezember 1867. Nr. 303, Feuilleton. Anonym erschienen, jedoch verfaßt von Friedrich Engels und vermittelt durch Kugelmann.

„Das Kapital" (der 1. Band) wurde in seiner ersten Auflage 1867 fertig. Im Vorwort zur 1. Auflage schreibt Marx: „Das Werk, dessen ersten Band ich dem Publikum übergebe, bildet die Fortsetzung meiner 1859 veröffentlichten Schrift: „Zur Kritik der Politischen Oekonomie". Die lange Pause zwischen Anfang und Fortsetzung ist einer langjährigen Krankheit geschuldet, die meine Arbeit wieder und wieder unterbrach". Eine andere Stelle aus dem gleichen Vorwort: „Zur Vermeidung möglicher Mißverständnisse ein Wort. Die Gestalten von Kapitalist und Grundeigentümer zeichne ich keineswegs in rosigem Licht. Aber es handelt sich hier um die Personen nur, soweit sie Personifikation ökonomischer Kategorien sind, Träger von bestimmten Klassenverhältnissen und Interessen. Weniger als jeder andere kann mein Standpunkt, der die Entwicklung der ökonomischen Gesellschaftsformation als einen naturgeschichtlichen Prozeß auffaßt, den Einzelnen verantwortlich machen für Verhältnisse, deren Geschöpf er sozial bleibt, so sehr er sich auch subjektiv über sie erheben mag."

Schulen zeitigen. Gewissen Schichten und Interessen bedeutete das „Kapital" nicht mehr den adäquaten und genügenden Ausdruck. Es mußte also nach dieser und jener Richtung hin ergänzt oder revidiert werden (Revisionisten!).

Zwei für die Entwicklung des Marxismus wichtige Erscheinungen wollen wir unterstreichen.

Einmal: die Marxkritik setzte ein bei Widersprüchen zwischen Prognosen, die Marx eigentümlich waren, oder von ihm abgeleitet wurden in Bezug auf gewisse soziale Gesetzmäßigkeiten, und der wirklichen damals erfolgten sozialen Entwicklung gewisser Arbeitnehmergruppen. So wurde die Verelendungstheorie zur Streitfrage. Andere Streitpunkte waren: Revolution oder Evolution, Klassenkampf usw. Als Resultat der Polemiken ist weniger wichtig die gemeinsame „Plattform", auf die man sich auf den Tagungen und Parteitagen einigte, als vielmehr die Verstärkung der schulebildenden Tendenzen, das frühzeitig eintretende theoretische Auseinanderklaffen bei gleichzeitig immer stärker werdender Beeinflussung der praktischen Politik durch revisionistische Gedankengänge. Verdeckt wurde diese Entwicklung nicht zuletzt durch das gemeinsame Festhalten am Buchstaben: das geschriebene Wort wurde zum Schlagwort. Die Hinnahme des Wortes als Schlagwort wurde im Kreise der Anhänger begünstigt durch den Glauben an die unerschütterliche Wahrheit des Wortes.

Zweitens: die Auseinandersetzungen über die Gültigkeit mancher im „Kapital" verankerten Anschauungen ließen sich natürlich für diejenigen, welche an der Reinhaltung oder Erweiterung des Marxismus als eines Systems auch theoretisch interessiert waren, nicht trennen von einer Erörterung der Karl Marx eigentümlichen Methode, seiner materialistischen Geschichtsauffassung: des Historischen Materialismus.[5]) Es handelte und handelt sich noch heute hauptsächlich darum, ob und in welchem Ausmaß den geistigen Faktoren (wie Religion, Philosophie, Ethik), die der historische Materalismus in den „Ueberbau" hineinverlegt, eigentümliche Realität und Kraft zuzusprechen sei. Fragen wie die der Eigengesetzlichkeit geistiger Faktoren, der Wechselwirkung zwischen ideologischem Ueberbau und ökonomischem Unterbau tauchten hier auf.

Das Wörtchen „materialistisch", im Terminus „materialistische Geschichtsauffassung" wurde zum Gegenstand einer bis auf den heutigen Tag nicht erschöpften Polemik. Während die Einen (konsequent: Lenin, Deborin, Bucharin, also die russische, bolschewistische Ausprägung, vorbereitet durch Plechanow) gerade dieses Wörtchen betonten und den materialistischen Charakter des Werkes von Marx und Engels unterstrichen in der Richtung eines dialektischen Materialismus, wollten Andere (weite Kreise der deutschen Sozialdemokratie) „materialistisch" ersetzen durch den Begriff: ökonomisch. Also „ökonomische Geschichtsauffassung". Die Absicht war, Marx-Engels von jeder üblichen Auffassung des Materialismus zu distanzieren zu Gunsten des Gedankens, daß lediglich die Anpassung an gewisse dem damaligen Idealismus entgegengesetzte materialistische Strömungen die Bezeichnung „materialistische" Geschichtsauffassung verschuldet habe. Man glaubte, mit dieser Namensänderung dem Marxismus eine unnötige, vor allem aber eine überholte Schärfe nehmen zu müssen. In all diesen marxistischen, inner- und interparteilichen Kämpfen um die Reinheit der Lehre spielte der Begriff der Dialektik eine hervorstechende Rolle. Bekanntlich war Marx ein Schüler Hegels. Der Streit ging und geht um die Bedeutung der Dialekt im Denken von Marx.

Zusammenfassend kann man sagen: Ein Grund für die Entwicklung, wie sie der Marxismus tatsächlich genommen hat, liegt in dem Mangel eines Gesamtüberblickes über das Lebenswerk der Beiden: Marx und Engels.[6]) Ein anderer Grund liegt in der psychologisch und geschichtlich-politisch zu verstehenden Inanspruchnahme des „Kapital"-Werkes: es, sein erster Band, wurde das Werk für den Sozialisten. Es fehlte auch nie an Persönlichkeiten, die theoretisch weiter ausholen wollten, die den Willen hatten, die andern bisher zugänglichen Werke von Marx-Engels zu verarbeiten und sie in den Dienst der Bewegung zu stellen. Kautsky und Bernstein, beide direkte Schüler ihrer großen Meister Marx und Engels, haben eine ungeheure Arbeit geleistet, sei es auf dem Gebiet der Popularisierung der „Hauptwerke", sei es in der Anwendung der materialistischen Geschichtsauffassung auf wichtiges historisches Material, auf aktuelle politische Fragen. Neben diesen Beiden wären noch Andere zu nennen (insbesondere Rosa Luxemburg). Aber ihnen allen fehlte die Muße ungestörter Forschungsarbeit. Sie standen mitten im politischen Kampf. Und wo versucht wurde, in kritischer Arbeit Fragen anzuschneiden, die für den landläufigen Marxisten keine Fragen mehr waren, da stemmte sich ihnen das ganze schwere Gewicht der Eigengesetzlichkeit einer Bewegung entgegen, die in ihrer Ideologie letzten Endes gegründet war auf wenige und einfache, dogmenfeste Wahrheiten!

Wenn wir so in unserer Darstellung dem „Kapital", dabei vornehmlich seinem 1. Band, eine besondere Stellung einräumten, so sind wir uns der hierin liegenden Einseitigkeit bewußt. Würde es auf eine literarhistorische Untersuchung ankommen, so wäre die hier in Anwendung gekommene Methode irrtümlich. Desgleichen wenn es sich um eine dogmengeschichtliche Studie handeln würde. So aber war der leitende Gedanke, Verständnis zu schaffen für das Vorhandensein einer Entwicklung. Theoretisch ist der Marxismus schon reichlich traktiert. Dabei wurde Marxismus an Marx gleichsam angefügt, angeheftet: Marxismus als der bis in unsere Gegenwart verlängerte Marx! Marxismus ist aber nicht verlängerter Marx. Ist auch nicht verdinglichte Persönlichkeit, gemünztes Genie! Es gibt zwei „Karl Marx". Der eine der Marx des Marxismus oder der Marxismen. Der andere jener Mensch, der zwischen 1818 und 1883 gelebt hat und der bei Gelegenheit von sich selbst sagen konnte: Je ne suis pas Marxist!

[5]) Die Entwicklung und Ausprägung des historischen Materialismus vollzog sich bei Marx-Engels allmählich. Das gesamte Marx-Engels'sche Schrifttum ist ein durchgängiger Beleg für die Grundgedanken dieser Geschichtsphilosophie. U. a. entdeckte man im Marx-Engels-Nachlaß in der „Deutschen Ideologie" eine ausgezeichnete Entwicklung des historischen Materialismus. Wir möchten hier noch eine klassische Stelle aus „Zur Kritik der Politischen Oekonomie" (verfaßt von Marx, erschienen erstmals 1859 als Vorarbeit zum „Kapital", dessen Untertitel — wie erwähnt — lautet: „Kritik der Politischen Oekonomie") zitieren: „Das allgemeine Resultat, das sich mir ergab, und einmal gewonnen, meinem Studium zum Leitfaden diente, kann kurz so formuliert werden: In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Ueberbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt (von uns unterstr. W. M.)... Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue höhere Produktionsverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoß der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind. Daher stellt sich die Menschheit immer nur Aufgaben, die sie lösen kann, denn genauer betrachtet, wird sich stets finden, daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozeß des Werdens begriffen sind." (Vorwort S. LV f.)

[6]) Das eigens hierzu errichtete Marx-Engels-Institut in Moskau bewerkstelligt zur Zeit eine wissenschaftlich einwandfreie Gesamtausgabe der Werke von Marx und Engels. Vor ihm, neben und mit ihm unterzogen sich auch deutsche Gelehrte der Aufgabe, durch Veröffentlichungen aus dem Nachlaß von Marx-Engels zur Vertiefung und Verbreiterung des Blickfeldes beizutragen. So u. A. Professor Gustav Meyer in Berlin.

Die Entwicklung, von der die Rede war, ist die einer Umlagerung. Aus dem nichtmarxistischen Marx wurde der marxistische Marx, der Marx des Marxismus. In dieser Entwicklung war das Schicksal des 1. Bandes des „Kapital" hervorragend unter Anderem und über Anderes. Damit ist Anderes festgestellt!

Freiburg i. Br. Walter Müller-Loerrach

Kritische Fragen an die Mission

Zwei Bücher

Paul Schütz. Zwischen Nil und Kaukasus. Ein Reisebericht zur religionspolitischen Lage im Orient. München, Chr. Kaiser, 1930. 246 S. 24 Bilder. 5,80, geb. 7,80 M

E. Stanley Jones. Christus am runden Tisch. Offene Aussprachen unter Jesu Augen in Indien. Einzige berechtigte deutsche Ausgabe von Paul Gäbler. Berlin, Furche-Verlag 1930. 318 S. 6,50, geb. 7,80 M

Vor zwei Jahren wurden an dieser Stelle drei Bücher zur Mission besprochen. Gemeinsam war ihnen, daß der Verfasser jedesmal hinabstieg in das Leben des Alltags und die missionarische Botschaft am Alltagsleben prüfte. Auf diese Weise fiel manches von dem Reichtum, den das Christentum den Fremdvölkern bringen soll, als wertlos dahin. Nur Eins blieb auch in der schärfsten Kritik bestehen, ja es entfaltete wie ein Edelstein, der geschliffen wird, erst jetzt seinen vollen Glanz: das Kernstück der Botschaft, „Christus auf der Landstraße.[1]) Jetzt liegt eine neue Schrift von Jones in deutscher Uebersetzung vor,[2]) und wieder trifft es sich, daß ziemlich gleichzeitig mit ihr ein deutscher Autor an die Oeffentlichkeit tritt, der ohne Berührung mit Jones auf dieselben Probleme stößt und derartige Antworten gibt, daß die gleichzeitige Besprechung der beiden Bücher sich lohnt.

1

Das Buch von Paul Schütz wartet schon lange auf eine Würdigung in der „Christlichen Welt". Aeußere Umstände haben mich immer wieder davon abgehalten. Aber auch eine innere Hemmung: der Eindruck, den das Buch immer wieder auf mich macht, ist zwiespältig. Es fesselt und stößt zugleich ab. Das Buch enthält Abschnitte, z. B. über die Armenier, die sich als nüchterne Tatsachenberichte mit Daten und Ziffern geben und die dabei oder besser gesagt gerade dadurch einen tiefen Eindruck machen. Aber daneben stößt man auf zahlreiche Stellen, die zum Widerspruch reizen, und zwar nicht etwa bloß in dem Sinne, daß sie zur Diskussion anregen, sondern in dem schlimmen Sinne, daß sie dem besser orientierten Leser falsch und ungerecht vorkommen müssen.

Das Buch nennt sich selbst im Untertitel „Ein Reisebericht zur religions-politischen Lage im Orient." Damit kennzeichnet es sich selbst als ein Miteinander von subjektiven und objektiven Gesichtspunkten. Als Reisebericht gibt es Erlebnisse und Eindrücke wieder, aber es will zugleich noch etwas Anderes, nämlich die religionspolitische Lage im vorderen Orient verstehen lehren. Die Reise geht durch Aegypten über Palästina nach Mesopotamien und Persien. Der Versuch, von dort aus die Heimreise über Rußland zu machen, mißlingt, weil dem Deutschen der Paß verweigert wird. Die Enttäuschung darüber setzt sich für den Verfasser um in eine grundsätzliche Besinnung auf die Grenze zwischen West und Ost, wobei der Westen als Ineinander von Kultur und Christentum verstanden und verurteilt wird. Dem Westen wird im Grunde Verrat am „prophetischen Wort" vorgeworfen, so daß die Feindschaft des Ostens gegen den Westen als selbstverschuldete Züchtigung des Westens erscheint. Das Ganze schließt mit Aphorismen über „die streitende Kirche".

Der Reiz des Buches besteht in seinem Temperament und in der Buntheit seines Inhaltes. Die Mängel des Buches gehen schließlich alle auf einen Grundmangel zurück, der schon aus unseren kurzen Andeutungen zu erraten ist. Das Buch spricht im letzten Grunde gar nicht über die Lage im Orient, sondern es bietet wild hervorbrechende Bekenntnisse eines Westlers, dem alles Oestliche, dem er begegnet, nur Anreiz dazu wird, sich in immer schärferen Gegensatz zum Westen zu setzen. Das Buch ist anregend, aber sein informatorischer Wert gering.

Wir greifen das Thema heraus, in dessen Bereich der äußere wie innere Anlaß zur Reise von Paul Schütz fällt: die evangelische Missionsarbeit. Die Reise ist ja als Missionsstudienreise unternommen worden. Um so verblüffender ihr Resultat!

Was Paul Schütz vorfindet, ist die im vollen Gang befindliche Katastrophe der Mission. Dafür sind drei Züge kennzeichnend:

1) die Verquickung mit westlicher Expansion,
2) die Verwechslung mit Kultur,
3) individualistische Seelenrettung statt Gemeindeleben.

1. Es gibt keine bessere Würdigung des Buches und zugleich keine treffendere Widerlegung desselben als das Echo, das es gerade in unseren Missionskreisen gefunden hat. Die letzte Herrnhuter Missionskonferenz im Herbst 1930 gab einen lebendigen Eindruck davon. Wiederholt wurde das Buch wegen seiner Aktualität angeführt und bereitwillig gehört, was es zu sagen hat. Aber jedesmal wurde auch die Kritik, die Schütz übt, schon durch die Tatsache der Aufgeschlossenheit der Missionsleute widerlegt. Trat doch deutlich zu Tage, daß längst vor diesem Buch innerhalb der Missionskreise die Fragwürdigkeit der Missionsarbeit als Not anerkannt worden ist! Mehr noch, daß man vielfach hinausgekommen ist über diejenige Art von Mission, die Paul Schütz bei seiner Polemik als einzige voraussetzt.

Da ist zunächst die Frage der „Expansion". Schütz schreibt: „Das Haus der Kirche brennt. Wir gleichen einem Wahnsinnigen, der Ernte in seine brennende Scheune bringen will ... Die Entscheidung fällt drinnen, nicht draußen. Nicht Expansion. Sondern Einkehr. In sich gehen. An sich halten." (195 f.)

Diese Antithese ist falsch. Sie mischt zwei Probleme ineinander. Das eine Mal steht zur Frage das Verhältnis zwischen Heimatkirchen und Missionsfeld. Das andere Mal steht zur Frage das Verhältnis von Ausdehnung und Innerlichkeit. Der Unterschied „drinnen — draußen" schillert in der Sprache von Schütz, da der Leser sowohl denken muß an Heimatkirche und Außengebiet, wie an Innerlichkeit und Aeußerlichkeit. An anderen Stellen seines Buches weiß aber Schütz sehr genau, daß das Innerliche und Aeußerliche unzertrennlich zusammengehören, und ebenso, daß wir „daheim" unter genau der gleichen Not leiden wie die Mission „draußen". Die Frage also, ob ein Tun „von innen" kommt oder bloße Expansion ist, steht vor jeglicher Art von Arbeit, die den Anspruch erhebt, kirchliche Verkündigung zu sein — vor dem Pfarrer daheim genau so wie vor dem Missionar draußen.

2. Aber, so argumentiert Schütz weiter, die Mission ist ja etwas ganz Anderes geworden, als sie ursprünglich sein wollte; genauer, sie muß heute zwangsläufig etwas Anderes sein, als sie selber will. Sie ist eine Form der Machtäußerung des Westens gegenüber dem Osten, also eine Parallele zur wirtschaftlichen Ausbeutung und zur Ausbreitung der abendländischen Kultur, ja mit diesen Kräften „unlösbar verwoben". Hier muß ich auf eine Anmerkung eingehen, die manches Unerfreuliche enthält. Schütz zitiert auf S. 198 Anm. 7 einen Artikel von Julius Richter, worin dieser die soeben erwähnte Verquickung beschreibt und zum Verständnis der Sache den Satz hinzufügt: „Mit der abendländischen Kultur ist die christliche Kirche seit 1½ Jahrtausenden einen engen Bund eingegangen." Schütz kritisiert diese Bemerkung als „geistesgeschicht-

[1]) Christl. Welt, 1929, 3, 117 ff.
[2]) Die englische Ausgabe Christ at the round table ist in CW 1929, 8, 414 angezeigt.

liche Ideologie". Er stellt ihr gegenüber die Bemerkung, daß die Kulturgeschichte des Abendlandes anders verlaufen sein könnte: „daß es lange vor einer abendländischen Kultur eine christliche Kirche mit demselben Boden gab; daß diese Kirche die Mutter dieser Kultur sei..., daß mit der Renaissance das Verhältnis beider sich endgültig umkehrte bis zur heute vollzogenen Herrschaft des Säkularismus über die Kirche".

An dieser Stelle rächt sich der unklare Sprachgebrauch im Begriff „Kirche". Gemeint sein kann ja wohl nur die sichtbare Kirche, die den Abendländern mit der Mission gleichzeitig die christliche Religion und die Kultur gebracht hat. Diese Kultur ist aber deshalb noch lange nicht die Tochter der Kirche, sondern geschichtlich gesehen doch wohl älter, sofern die Fundamente dieser Kultur in der nichtchristlichen Antike liegen. Wie das Ergebnis der ersten Jahrhunderte die Verschmelzung von Kirche und Kultur gewesen ist, so blieb es, als das Abendland missioniert wurde. Julius Richter stellt mit seinem Satz einfach einen Tatbestand fest und denkt gar nicht daran, eine geistesgeschichtliche Ideologie zu verfechten oder gar das Wesen der Mission damit zu erfassen. Paul Schütz liest in die zitierten Worte etwas hinein, was der unbefangene Leser dort nicht findet.

Aber er geht noch weiter und fällt Urteile, die sachlich falsch und ungerecht sind. Er fügt zu dem Begriff „geistesgeschichtliche Ideologie" den Satz hinzu: „die der Missionshaltung des 19. Jahrhunderts zugrunde liegt", und läßt sich im gleichen Zusammenhang zu dem Ausruf hinreißen: „Wie willig ließ sich die Mission ‚in Dienst' der Expansionspolitik nehmen!" Beides ist glatte Erfindung. Das Gegenteil ist richtig. Zugrunde liegt der Missionshaltung des 19. Jahrhunderts eine Kette von Erweckungsbewegungen, die, teils pietistisch, teils konfessionell, allesamt sehr bewußt das Mißtrauen gegen die Kultur pflegen. Nur unter sehr schweren Kämpfen haben sich im 19. Jahrhundert die praktischen Bedürfnisse von Schule, Krankenhaus usw. in den Missionsleitungen ihr Daseinsrecht erkämpfen können. Man muß schon die ganze Lebensarbeit von Männern wie Gustav Warneck übersehen, um Urteile fällen zu können wie hier der Verfasser.[3])

3. Der dritte Vorwurf, den Paul Schütz der Mission macht, ist der, sie gehe auf Einzelbekehrung aus, statt in und mit und aus der Gemeinde zu leben. Daran ist etwas Richtiges. Wer würde nicht mit Schütz (S. 188) bedauern, daß die Deutschen im Ausland — selbst wo sie Kirchengemeinden gebildet haben — doch keine Mission treiben?! Wer wollte leugnen, daß es ein Mißstand ist, wenn das Christentum durch amtlich ausgesandte einzelne Vertreter dargestellt werden muß?! Aber auch hier schleichen sich wieder in das richtige Gefühl sehr falsche Vorstellungen ein. Zuerst wieder die Unklarheit darüber, was denn eine christliche Gemeinde sei. Häufig klingt es aus dem Buch so, als wenn die noch vorhandenen abendländischen Kirchengemeinden als solche einen Vorzug hätten. Aber gerade dies heißt ja dem Grundgedanken des Buches — „Wendung von 180 Grad gegen sich selbst" — das Gehör verweigern. Die Berufung auf Ludwig Heitmann ist dabei so unberechtigt wie nur möglich. Denn Heitmann mutet ja den Gemeinden als Aufgabe zu: „ein Herumwerfen des Gesamtlebens" zu wagen, wozu doch wohl mehr und Anderes gehört als das, was Schütz das „prophetische Wort" nennt. Das Heitmannsche Gemeindeideal geht ganz tief in eine konstruktive Idee von Religion und Kultur über. Und gar die im gleichen Zusammenhang von Schütz geübte Interpretation vom „Nächsten" und vom Fernsten hat nichts Ueberzeugendes. Denn „der Nächste", das ist nicht eine Kategorie, die ich wie den Begriff des Volksgenossen oder des räumlichen Nachbars im Unterschied vom Fremdling gebrauchen darf. Nach dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter soll ich dem, der mich braucht, „zum Nächsten werden". Wen aber Gott uns jeweilen als Lazarus vor die Türe legt, das dürfen wir nicht mit allgemeinen Kategorien ausmachen wollen. Im jetzigen geschichtlichen Augenblick kann durchaus ein „Fernster" mir zum „Nächsten" werden, und es kann sich beispielsweise das Schicksal meiner Heimatkirche irgendwo im fernen Osten entscheiden. Der immer wiederkehrende Denkfehler bei Schütz ist, daß er Grundsätzliches im konkreten Falle nicht zur Wendung um 180 Grad werden läßt, sondern bloß zu 90 Grad. So verteidigt er etwa sein eigenes Amt mit Hilfe eines Prinzips, das er andern Aemtern gegenüber nur polemisch verwendet, dem er jedoch konsequent das eigene Amt genau so wie das fremde unterstellen müßte.

Schwerer indessen wiegt ein anderes Bedenken, ich meine den Einwand gegen das Tatsachenbild, das Schütz voraussetzt. Mission ist für ihn pietistische Mission. Und pietistische Mission ist Arbeit an der Gemeinde vorbei auf Einzelbekehrung hin. Es soll nicht in Frage gezogen werden, daß es eine solche Art von Mission gibt, und es soll auch nicht in Frage gestellt werden, daß eine solche Mission berechtigter Widerrede ausgesetzt ist. Aber das muß allerdings nachdrücklich zurückgewiesen werden, daß hier der Eindruck entsteht, als wenn diese Art von Mission „die" evangelische Mission schlechthin wäre. Davon kann einfach keine Rede sein. Sowohl die wirklich geleistete Arbeit draußen wie ihre theoretische Unterbauung daheim, beide stehen seit langem im Zeichen eines Ringens zwischen ganz verschiedenen Arten von Missionstheorie und Missionspraxis. Nicht einmal von den pietistischen Missionen wäre es richtig zu behaupten, sie gingen bloß auf Einzelbekehrung aus. Erst recht ist dieses Urteil falsch, wenn man an „kirchliche" und kirchenbauende Missionen (wie Hermannsburg u. a.) denkt. Die neuere Missionsgeschichte ist im Ganzen ein Weg vom Pietismus zum Volkskirchentum. Wie bewußt dabei die Abkehr vom Individualismus geschieht, dafür lassen sich aus dem ganzen 19. Jahrhundert Zeugnisse aufführen, und zwar nicht nebensächliche, sondern maßgebende Aeußerungen leitender Persönlichkeiten und Behörden. Zuletzt ist — vor allem im Anschluß an Kählers Missionsgedanken und vertieft durch die Erfahrungen der Kriegs- und Nachkriegszeit — in deutschen Missionskreisen um das Thema „Mission oder Propaganda" gerungen worden. Wie man angesichts dieser Tatsachen in den Lesern eines missionskritischen Buches die Vorstellung aufkommen lassen kann, Mission sei ein pietistisches Geschäft, das auf Einzelbekehrung ausgeht, das ist nur zu verstehen als unberechtigte Verallgemeinerung zufälliger persönlicher Eindrücke in einem eng begrenzten Umkreis.

Wir können es nicht vermeiden, auf die geradezu groteske

[3]) Nach anderer Seite verdächtig ist gleich der nächste Satz: „Seit Schleiermacher ist das Wort geprägt ‚Kolonisieren heißt Missionieren' (zuletzt noch bei Ludwig Weichert). Unter der Herrschaft des Säkularismus war die Diskanz von Kirche und Staat dem Bewußtsein entschwunden. Die Hörigkeit war der Kirche zur zweiten Natur geworden..."

Hier ist sprachlich unklar gelassen, was das eigentlich heißen soll: „seit Schleiermacher". Soll etwa Schleiermacher — den man ja heute so gerne für alles Mögliche verantwortlich macht — auch noch die Verantwortung aufgebürdet bekommen für die Entartung der Mission? Das zitierte Wort stammt von dem bekannten Kolonialpolitiker Solf. Es hat sehr interessante Wandlungen durchgemacht und recht verschiedene Auslegungen gefunden. Sprachlich versteht sich ohne Weiteres, daß der Satz „Missionieren heißt Kolonisieren" eine gefährliche Interpretation von Mission sein könnte. Dagegen läßt das umgekehrte Wort „Kolonisieren heißt Missionieren" die wertvolle und richtige Auffassung zu, daß das Kolonialproblem, wenn es bis in seine Tiefe hinein verstanden wird, schließlich zur Einsicht in die Notwendigkeit echter Mission führt. Mission ist ja nicht Propaganda, sondern geradezu das Gegenteil von ihr. Schleiermacher aber könnte allenfalls hier herangezogen werden, insofern er in seiner Missionstheorie die „Grenzmission" als die sachgemäße Form der Ausbreitung des Christentums bevorzugt. Er versteht darunter, daß christliche Gemeinden innerhalb einer nicht-christlichen Umgebung durch die Kraft ihres Daseins anziehend wirken sollen, was nicht geschehen kann, wo nur Einzelne — wie im Pietismus — hinausgehen. Denn für Schleiermacher ist Christentum nur möglich als Gemeindeleben, nicht individualistisch. Aber das sind Gedanken, gegen die Paul Schütz selber nichts einzuwenden hat. Warum also hier Schleiermacher zitieren?!

Wendung hinzuweisen, die in der neuesten Phase theologischer Kritik an der Mission eingetreten ist. Die deutschen akademischen Theologenkreise haben sich immer in der Mehrheit gegen die Missionsarbeit gleichgültiger verhalten, als ihre Kollegen in anderen protestantischen Ländern. Das hatte seine Gründe auf beiden Seiten und soll nicht als Vorwurf gemeint sein. Ein Vorwurf aber ist den deutschen Theologenkreisen daraus zu machen, daß dann von Zeit zu Zeit ohne viel Sachkenntnis von theoretischer Höhe herab plötzlich kritische Urteile gegen die Mission laut werden. Bis vor kurzem war das Charakteristikum dieser Urteile ein Generalnenner: der Vorwurf gegen die Missionen, sie sträubten sich — verkehrterweise — gegen ethische, pädagogische und kulturelle Auswertung ihrer Arbeit und beschränkten sich viel zu sehr auf die „Wortverkündigung". Wie oft wurden in solchem Zusammenhang die deutschen Missionskreise ermahnt, sie sollten sich ein Muster an der katholischen Missionsarbeit oder auch an den außerdeutschen protestantischen Missionen nehmen! Nun schlägt auf einmal die Kritik die entgegengesetzte Tonart an: Die Missionen hätten Verrat geübt an der Wortverkündigung durch ihr Bündnis mit der „Kultur". Man kommt auf die Vermutung, daß in beiden Fällen die Kritik mehr von einem theoretischen Prinzip als von eingewurzeltem Missionsinteresse beherrscht war. Es ist deshalb das gute Recht, ja die Pflicht der Missionskreise, sich Einwände, die von dieser Seite kommen, sehr genau anzusehen. In unserem Falle ist das um so wichtiger, weil der Verfasser unterstreicht, daß für ihn die Missionskritik Aeußerung einer sehr bestimmten Ansicht vom Wesen des Evangeliums und der Kirche ist. Wir wenden uns deshalb zuletzt noch diesem Grundgedanken des Buches zu.

Er läßt sich an zwei Zitaten erkennen. Ziemlich am Anfang des Buches heißt es einmal: „Der Protestantismus ist der Auftrag an die wahre Kirche, zu bezeugen, daß des Menschen Welt eine Grenze habe und daß des Menschen Zeit endlich sei" (S. 85). Am Schlusse aber taucht zweimal im Sperrdruck die folgende Satzreihe auf: „Die Auflösung der Kirche in Religion, die Auflösung der Religion in das Säkulum und die Auflösung des Säkulums in das Chaos der selbstherrlich gewordenen ‚Erde' (die Maschine! das Gold! das Blut!) sind die Zeichen der Zeit!" (S. 230 und 239 f.) Wir haben es also mit einer Auffassung zu tun, die sich selbst ausdrücklich als prophetisch und apokalyptisch gibt, mit dem wichtigen Zusatz, daß das prophetische Wort nicht dem Einzelnen, sondern der Kirche aufgetragen ist. So wird das Buch gegen Ende mehr und mehr zu einem Schrei nach der verlorenen Kirche. Die Kampfansage an den Aktivismus ist nur die Kehrseite des Bekenntnisses zu dem unlöslichen Zusammenhang zwischen Prophetie und Passion. Der Verfasser bekennt sich zum Glauben an eine Kirche, zu der das echte Martyrium gehört. Er verfolgt auch diesen Gedanken mit derselben Leidenschaft wie die Polemik gegen den Aktivismus. Muß ihm die Mission als Verkörperung eines Aktivismus gelten, der verdammt wird, so scheint ihm das Märtyrertum der Ostkirche in der Gegenwart verzerrtes und mißverstandenes Martyrium zu sein, weil sein eigentliches Motiv der Zusammenstoß von Gesellschaftsklassen, nicht aber das Bekenntnis zu Christus sei.

Vielleicht wird man dem Verfasser dadurch gerecht, daß man überhaupt nicht zu sehr — wie wir es tun mußten — die Tatbestände ins Auge faßt, die er beleuchtet. Idealisiert er doch nach der anderen Seite hin die östlichen Menschen und sogar einzelne episodische Züge ebenso unglaubhaft, wie er die Mission zu Unrecht kritisiert. Ich erwähne nur im Vorübergehen die begeisterte Schilderung des ägyptischen Schuhputzers, die in dem Buch als Ausdruck östlicher Haltung auftritt, während in vielen Reisebeschreibungen über Amerika mit der gleichen Begeisterung die gleiche Zeremonie als spezifisch amerikanisch gedeutet wird!

Will man wissen, woher es kommt, daß trotz aller Anstöße am Einzelnen das Buch im Ganzen einen mitreißenden Schwung hat, so wird man wohl darauf achten müssen, wie der Verfasser selbst sich ganz persönlich begreiflich macht. Zweimal spricht er es ausdrücklich aus, daß die Eindrücke im Orient ihm eine letzte religiöse Verlegenheit zum Bewußtsein gebracht haben. Er bekennt von sich, daß er ratlos, ohne Botschaft, droben in Kurdistan vor den Menschen steht (S. 148, 150), weil ihm Illusionen zerbrechen, die er im wohlbehüteten Westen gehabt hatte. Als er tief im Orient vor dem letzten Tor, auf der Schwelle zum roten Reich, stand, „da wurde es zum ersten Male ernst" (S. 195). Nimmt man diesen Satz als den Schlüssel zum Ganzen, so löst sich wohl das Eingangs von uns bekundete Gefühl der Zwiespältigkeit gegenüber diesem Buche auf. Man muß es psychologisch nehmen als den Niederschlag einer katastrophalen Einsicht, die in ihrer Plötzlichkeit wie das grelle Licht des Scheinwerfers wirkt. Es gibt nur noch die Gegensätze schwarz und weiß. Alle Uebergänge, Schattierungen, Farbenstufen sind verschwunden. So müßte schließlich, wollte man den Fall theologisch zu Ende behandeln, alles sich der einen Frage zuwenden, ob die hier geschilderte apokalyptische, quietistische Deutung des Evangeliums richtig ist. Ich kann nicht glauben, daß das Buch dafür beweiskräftig ist, weil zwar persönliche Reiseeindrücke in das grelle Licht dieser Auffassung gerückt werden können, die Tatsachen selber dagegen anders aussehen, als sie hier dargestellt werden, sobald man nur an sie herantritt, ohne durch jene Theorie geblendet zu sein.

2

Es hat einen eigentümlichen Reiz, von Schütz zu Jones überzugehen. Man könnte diesen Schritt vergleichen mit dem Wechsel von deduktiver und induktiver Methode. Jones gibt hunderte von kleinen Vorgängen und kurzen Gesprächen aus seiner Erfahrung mit photographischer Treue wieder. Nur lose fügt er sie aneinander, aber er stellt auf diese Weise ein Mosaikbild zusammen, das schließlich doch einen starken und einheitlichen Eindruck hinterläßt. Nicht selten tauchen Sätze auf, die an das Buch von Schütz erinnern. Z. B. „Das organisierte Christentum mit seiner Vermischung des Geistes Cäsars mit dem Christentum ist nur eine Art Religion" (S. 19). Und im Ganzen bestätigt Jones aufs neue die Richtigkeit unserer früheren Feststellung, daß in den Missionskreisen selber eine lebendige Besinnung und tiefe Wandlung vor sich geht.

Im 11. Kapitel seines Buches („Die Mission am runden Tisch") kritisiert er viele Mißverständnisse und Irrwege, deren sich die Mission schuldig gemacht hat, um ein jenseits von Imperialismus und Zivilisation — jenseits jeder „Propaganda" — liegendes Ziel der Arbeit zu formulieren. Er nennt es: „Die Schaffung eines christusähnlichen Charakters durch Glauben an und Gemeinschaft mit Christus, dem lebendigen Erlöser, sowie durch innig verbundenes Zusammenleben in einer göttlichen Gemeinschaft" (S. 180). Wie in seinen früheren Schriften ist auch hier Jones christozentrisch. Für ihn ist Christus „die Religion schlechthin", so daß er kein Bedenken trägt das Christentum der Christen genau so wie die Religionen anderer Leute demselben einen Maßstab zu unterwerfen, auf das Risiko hin, daß dabei die Christen womöglich noch schlechter abschließen als die Anderen.

Das Buch verfolgt im tiefsten Grunde das gleiche Ziel wie das früher besprochene „Der Christus der indischen Landstraße", nämlich: unter Preisgabe aller westlichen Formen, unter besonderer Vorliebe für die Indisierung der Botschaft für Indien einen einzigen festen Kern der Botschaft sichtbar zu machen: Christus selbst.

Auch die Grenzen dieser Auffassung sind dieselben wie in dem früheren Werk. Einmal die allzu individualistische Auffassung von der Kirche als einem menschlichen Gemeinschaftsgebilde, sodann die naive Annahme eines eindeutigen persönlichen Charakterbildes Christi, das für den deutschen theologisch geschulten Beobachter sich als unklare

Mischung pietistischer, moralischer und liberaler Elemente herausstellt und deshalb der letzten Ueberzeugungskraft für uns entbehrt. Sooft der Verfasser sich auf dieses Bild beruft, um gegen komplizierte Christentümer für ein einfaches, Jedermann verständliches Laienevangelium zu kämpfen, wird man gerne die Bedenken gegen seine Auffassung zurückstellen. Aber sobald er daran geht, dieses Bild selber als zureichenden Ausdruck für das Wesen der christlichen Botschaft im Vergleich mit und im Gegensatz zu anderen Religionen und Philosophien auszugeben, läßt sich der Zweifel an dieser Art von Jesusreligion nicht mehr beschwichtigen. Da möchte man dann doch etwas von jenem Sinn für Apokalyptik wünschen, den Paul Schütz bekundet.

Den Unterschied zwischen dem ersten und dem zweiten Buch von Jones kann man von da aus ziemlich leicht erklären. Das erste ist bedeutender und wirkt stärker, weil die einfache Gestalt Jesu auf die Landstraße paßt; denn diese ist von Natur einfach, und einfach sind ihre Bedürfnisse. Dagegen mußte der Verfasser die Grundfragen der Religionen und Philosophien, mit denen er sich in diesem neuen Buch beschäftigt, erst künstlich vereinfachen, damit das einfache Jesusbild als Antwort darauf glaubhaft wurde. Hier liegt aber ein logischer Kurzschluß bei Jones vor. Selbst wenn wir ihm zugestehen könnten, daß sein einfaches Evangelium erschöpfend wäre, bleibt er uns doch den Nachweis schuldig, daß dieses Einfache Antwort auch auf verwickelte Fragen ist. Der Beweis dafür kann ja nur von einem geliefert werden, der — statt künstlich zu vereinfachen — umgekehrt den verwickelten Fragen indischer Heilslehren und Philosophien geduldig nachgeht und den Christus der Landstraße nun auch als den Christus der Gelehrtenstube und der Aschrams darstellte. Hier liegt eine Grenze, die für das erste Buch nicht bestand. Trotzdem bleibt das Material, das Jones in dem neuen Werk bietet, wertvoll für den, der über die beschriebene Grenze hinwegsehen kann.

Gemeinsam ist beiden Büchern das Symptomatische: sie reagieren auf die Unruhe, von der das Missionswerk gegenwärtig ergriffen ist. Aber die Thesen beider Verfasser sind zu subjektiv, um Endgültiges zu bieten. Sie vermögen im Wesentlichen nur kritische Fragen an die Mission zu stellen. Ueberzeugende Antworten geben sie nicht.

Marburg Heinrich Frick

Indologische Randbemerkungen zu Mathilde Ludendorffs Buch „Erlösung von Jesu Christo"

2. Vom Abschreiben

Zunächst eine „Kleinigkeit". Wenn M. L. S. 35 schreibt „Jisnu Krischna (griechisch Christos)", so muß der einfache Leser den Eindruck bekommen, als sei Christus die griechische Uebersetzung von Krischna und Jesus Christus gar die „abgeschriebene", „verstümmelte" oder „verzerrte" Form von Jisnu Krischna. Das ist heller Unsinn! Krsna heißt der Schwarze, Dunkelhäutige, woraus man aber nicht schließen darf, daß er ein Nichtarier war. Der Schwarze hat also mit dem Gesalbten nichts zu tun. Interessant ist, daß Garbe a. a. O., S. 209 und 255, darauf hinweist, daß die Aehnlichkeit der Namen Christus und Krischna vermutlich die Uebernahme christlicher Züge in den Krischnaismus erleichtert hat! Vollends grotesk ist es nun, wenn M. L. von einem Inder Jisnu spricht (S. 145; 271), so wie sie vom Juden Jesus redet. Jisnu, in richtiger Umschrift Jischnu, heißt der Siegreiche, Ueberlegene, Gewinnende und ist ein Beiname, der außer Krischna auch andern Göttern wie etwa Indra beigelegt wird. Jisnu ist kein Eigenname. Aus Jisnu Krsna einen Inder Jischnu machen ist so grotesk, als wenn man aus Karl dem Großen einen Sachsen Große macht. Dem Eigennamen Jesus entspricht vielmehr der Eigenname Krischna und dem Beinamen Christus der Beiname Jischnu.

Nun darf ich dem Leser einige „Entdeckungen" und „Enthüllungen" von M. L. nicht vorenthalten, muß ihn hinführen auf den Tummelplatz frisch-fröhlicher Phantasie. Auf den Rabbinersohn Paulus glaubt M. L. nicht eingehen zu brauchen: „weil das Wenige, das er von Jesu sagt, und die Heilslehre (!), die er gibt, sich auch bei den Evangelisten vorfinden" (S. 176). Die paulinische Erbsündenlehre soll eine Verzerrung indischer Erbsündenlehre sein (176). Die Evangelisten lassen „in strenger Anlehnung (?) an den Inder Krischna die Werkgerechtigkeit voll bestehen" (206). Die Wunder der indischen Erlöserlegenden haben die jüdischen Evangelisten wörtlich abgeschrieben. „Das Wegnehmen von Geistesgut ist bei dem Juden fast triebhaft. So hat er die Krischnawunder schon Mose und Elia zugeschrieben und wiederholt das Gleiche bei Jesu" (57).

Das ist eine unglaublich törichte Verleumdung. Bleiben wir gleich beim Alten Testament. Die Gebote Moses sind „entnommen von den Jahrtausende älteren (?) indischen Gesetzen Manus" (135; vgl. 21; 218; 298). Die Psalmen 68, 100 und 103 sollen „abgeschrieben" sein, weil die in ihnen vorkommenden Begriffe „Vater" und „barmherzig" schon vor Jahrtausenden von den Indern auf Zupitri (gemeint ist wohl Dyaus pitar) angewandt worden sind (163; 170). Das vornehmste Gebot: „Du sollst lieben Gott deinen Herrn usw." soll ein Krischnawort sein, „das schon ins Alte Testament gewandert ist" (209). Die für das Christentum im Gegensatz zur bloßen mystischen bhakti fundamentale Tatsache, daß bei Krischna die Ergänzung dieses Gebotes durch das andere: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst" fehlt, unterschlägt M. L. An anderer Stelle (266) beweist sie freilich mit einem Krischnawort ohne Stellenangabe, daß auch die Nächstenliebe schon Jahrtausende (?) vor Moses und Jesus von Krischna gelehrt wurde, was ich grundsätzlich nicht bezweifle, was aber kein Beweis für die Behauptung des Abschreibens ist. Die evangelische Regel schrieb Manu schon „vor vielen tausend (?) Jahren in das indische Gesetz, und die Juden übernahmen (sie) schon durch Rabbi Hillel in den Talmud" (252). Bei der Anführung der Seligpreisungen meint M. L., es „darf wohl (!) nicht versäumt werden, darauf hinzuweisen, daß diese Form (!) der Belehrung durch Seligpreisung der Buddha-Legende Lalita Vistara entnommen (!) ist". Ganz abgesehen von dem haarsträubenden Unfug dieser Form-Entlehnung weise ich darauf hin, daß die Buddhabiographie „Lalitavistara" in der uns vorliegenden Form frühestens aus dem zweiten oder dritten Jahrhundert n a c h C h r i s t u s stammt (s. Garbe S. 46). „Alle diese Barmherzigkeitforderungen (des N. T. nämlich) sind den indischen Quellen entnommen" (S. 302). S. 224 bringt M. L. ein sehr schönes indisches Gebet um Sündenvergebung. „Wir glauben, einen Christen um Vergebung der Sünden bitten zu hören. Dies darf uns nicht wundern, denn die ganze indische Lehre der Sündenvergebung ist ja (!) von den jüdischen Evangelisten übernommen worden." Die Partikelchen sind immer sehr verräterisch bei M. L. Man stelle sich diese Unbildung vor, die uns weismachen will, das metaphysische Verlangen der jüdischen und christlichen Seele nach Sündenvergebung sei von einer indischen Lehre (!) übernommen, bzw. „abgeschrieben" worden! Sogar die Wirtschaftwertungen sind aus der indischen Verfallszeit in das Neue Testament gewandert (301). Weil Krischna und Buddha schon heilige Bäder nahmen, ist die jüdische und christliche Taufe von ihnen übernommen worden (219)! Roms Priesterkirche soll „mehr und mehr der indischen (? tibetischen !) Priesterherrschaft unter dem Dalai Lama, dem Stellvertreter Gottes auf Erden, nachgebildet" worden sein (306). Natürlich besteht eine fabelhafte morphologische Verwandtschaft zwischen den beiden Kirchen, so sehr, „daß die ersten katholischen Missionare, welche den tibetischen Priesterstaat besuchten, das Ritual der Lamas für eine teuflische Nachahmung des christlichen hielten" (v. Glasenapp, Brahma und Buddha, Berlin 1926, S. 276). Es gibt eben parallele Lebens- und Religionserscheinungen genug, die nicht einander nachgebildet oder voneinander „abgeschrieben" worden sind.

Während M. L. so andauernd entdeckt und enthüllt, geht es immer nach der Weise: himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt. Meistens ist sie allerdings zum Tode betrübt: „Zu unserer tiefen Betrübnis müssen wir feststellen." Die „Tatsachen", die sie feststellt, sind „wieder niederschmetternd", „ganz besonders erschreckend", „tief erschütternd". Ganz zu schweigen von ihrer undeutschen Rabulistik.

Eine Blütenlese des Reichtums ihres Ausdrucksvermögens und ihrer kühnen Verleumdungen zur Veranschaulichung: Indische und jüdische Lehren wurden „von den Evangelisten skrupellos zusammengeflickt" (25); „dies indische Geistesgut, wie wir es in den jüdischen Evangelisten wiederfinden, (ist meist allerdings) eine traurige Verstümmelung des Urtextes" (29), den M. L. nie gesehen hat. „Der Jude bei seinem Abschreiben aus dem Indischen" (40); „jüdische Zutat zu dieser indischen Erzählung" (41); „die abschreibenden Evangelisten" (41); „alle Evangelisten haben aus den gleichen (!) indischen Quellen abgeschrieben" (44); „die Zahl und die Charakterzüge (!) der Jünger sind abgeschrieben" (46); „hier ist die Quellenabänderung so furchtbarer Art" (46). Die Verklärungsgeschichte „ist nun wieder (!) aus der älteren indischen Quelle, aus der Krischna-Lehre abgeschrieben" (49); „wörtlich abgeschrieben" (57); „all die tollkühn (!) von den Indern abgeschriebenen und immer nur ungünstig abgeänderten Legenden" (67); „all das, was von uns (!) als Abschrift aus den indischen Quellen (!) nachgewiesen (!)

ist" (68); „die indische, jüdisch verzerrte Lehre Jesu" (133); „das abgeschriebene und verzerrte indische Geistesgut" (133); „die Quellendiebstähle an anderen Völkern" (149); „Johannes, der gelehrte Jude unter den vier Evangelisten, der mehr aus dem philosophischen Teil der Veden abschrieb" (166); „das meiste der von den Indern für die Juden selbst übernommenen, allerdings (!), wie wir sehen werden, sehr (!) verzerrten Lehre" (181); „Ganz verschiedene Lehren kommen allein schon dadurch in die jüdischen Schriften und Geheimbünde, daß sie indisches Geistesgut aus unterschiedlichen Jahrtausenden an sich rissen (!). So entstammt (?) der Gedanke des Gottessohnes als Opferlamm letzten Endes (!) ebensogut (!) der indischen Lehre wie Erbsünde" (201); „die jüdischen Abschreiber haben die Krischnalehre ... viele Klafter tief unter das Vorbild hinabgestoßen" (209); die Heilswege „spricht Jesus von Nazareth der Jisnu Krischna- und Buddhalehre nach" (218); „fast (!) jedes (!) Wort, das die jüdischen Evangelisten der indischen Lehre entnahmen und Jesu in den Mund legen, ist durch diese Verbindung mit Lohnverheißung und Strafandrohung ... durchaus jüdisch geworden" (255); seine Idee (!) der Fußwaschung hat Johannes wohl (!) einer Anregung des Jisnu (!) entnommen (271). „Wenn die Kindheit so wörtlich übereinstimmt, so wird wohl (!) auch das übrige Leben des Jesus von Nazareth außer den orthodox-jüdischen Einwebungen aus den indischen Legenden Krischnas und Buddhas abgeschrieben sein" (42). Das ist M. L.'s großartiges Schlußverfahren! „Die Legenden von Mose sind großenteils (!) verstümmeltes (!) indisches Geistesgut, seine Gesetze zum guten Teil (!) den Jahrtausende (?) älteren Gesetzen des Inders Manu entnommen (?), dabei freilich (!) verzerrt (!) und verstümmelt (!) worden" (21).

Eine schlüpfrigere Logik hat es in der Weltgeschichte noch nicht gegeben. Mit solcher Zauberlogik kann man alles beweisen. Folgendermaßen vollzieht sich der Denkprozeß bei M. L. Sie findet bei einem Uebersetzer zweiten Grades, der entweder schwindelt oder den Urtext längst christlich interpretiert hat, eine Vokabel, die an ein Wort aus dem Alten oder Neuen Testament anklingt. Sie nimmt naiv an, daß alles später Entstandene abgeschrieben sein muß von einem Früheren, so wie sie ihre zitierten „Urtexte" abgeschrieben hat von dem früheren Herrn Jacolliot. Nun kommt der kuriose Schluß: Hier ist „wohl wieder" „das Meiste" „alles" „letzten Endes" „großenteils" „wörtlich" „tollkühn abgeschrieben" und „gestohlen", dabei „freilich" von den „jüdischen Evangelisten" „durch Quellenabänderung so furchtbarer Art" „verstümmelt" und „allerdings sehr verzerrt", mit „jüdisch-orthodoxen Zutaten" verwoben und „skrupellos zusammengeflickt" und dann „dem Juden Jesus in den Mund gelegt worden". Also ist „von uns" die Abschrift aus den Jahrtausende alten indischen Quellen „nachgewiesen". Alle irgendwie mit indischen Gedanken formale oder inhaltliche Aehnlichkeiten aufweisenden Texte werden als Verzerrungen und Verstümmelungen indischen Geistesgutes angesehen. Weist die indische „Dreieinigkeitslehre", der Trimurti-Gedanke, mit der Dreieinigkeit von Brahma, Vischnu und Schiva, wobei Siva der Zerstörer (!) etwa dem heiligen Geist „entsprechen" würde, eine totale Unterschiedlichkeit in allen Gliedern zur christlichen Dreieinigkeitslehre auf, so beruht das natürlich darauf, daß der Jude Johannes die indische Lehre nicht begriffen, sie gründlich mißverstanden hat (S. 166 f.). In Wahrheit hat „die Trinitätslehre des Christentums ihren Einfluß auf die spätere Entwicklung der Bhagavata-Religion ausgeübt" (Garbe S. 267).

3. Was ging tatsächlich zwischen Indien und Palästina vor?

Nun muß natürlich etwas dahinter stecken, sonst wäre M. L.'s Intuition und geniale Phantasie nicht so kräftig angeregt worden. Aus der schwindelnden Höhe des M. L.'schen Geistes müssen wir uns nun wieder herunterschrauben in die Ebene der normalen kritischen Vernunft.

Um durch das Gestrüpp der Probleme dem Leser auch nur einen ersten Pfad zu weisen, stelle ich kurz Garbes Ansichten nach seinem Buche „Indien und das Christentum" dar. „Daß von den indischen Religionen hier überhaupt nur der Buddhismus in Betracht kommen kann, und daß der Brahmanismus keinen Einfluß auf das Christentum ausgeübt hat, bedarf keines Beweises; denn der Krischnaismus, an den allein man denken könnte, hat keine Verbreitung außerhalb der indischen Welt erstrebt und gefunden" (S. 8). Wenn ich überhaupt an die Abschreibe-Hypothese glaubte, würde ich hier mit Garbe nicht ganz mitgehen können. Denn es gibt in der Tat „Parallelen" theologischer Gedanken aus der vedischen Literatur (von denen M. L. freilich keine einzige bringt, da man sie nur in den Sanskrittexten entdecken kann) und der Bibel, die einen in Erstaunen setzen und einen, wenn man sie „erklären" will, in tiefste religionsphilosophische Probleme führen. Alle Aehnlichkeiten zwischen der Bhagavadgita und dem Neuen Testament erklären sich aber „vollkommen befriedigend aus dem inneren Parallelismus der religiösen und religionsphilosophischen Grundanschauungen" (Garbe, 247). Denn das haben freilich die Indologen und selbst christliche Theologen schon längst entdeckt und veröffentlicht (!), daß es auch in Indien Theismus und Gnadenreligion gibt. (Siehe dazu das Neueste: Rudolf Otto, Indiens Gnadenreligion und das Christentum, Gotha 1930, wo einem aber auch die charakteristischen Unterschiede aufgezeigt werden!) Kurios ist übrigens, daß Paul Deussen nur auf drei sinnverwandte Stellen des Neuen Testaments und der Bhagavadgita hinweist, die M. L., die doch viel aus der Bhagavadgita zitiert, soweit ich sehe, als solche Parallelen garnicht aufzeigt, und ein Forscher wie Deussen tut das, „ohne auch nur die Möglichkeit der Entlehnung in Betracht zu ziehen" (Garbe S. 247). Solche „Intuitionen" schenkt einem eben am fruchtbarsten die antisemitische Tendenz.

Garbe kommt zu folgenden Ergebnissen: Wahrscheinlich (!) sind geringe indirekte buddhistische Einflüsse auf das Neue Testament und direkte Einflüsse auf die apokryphen Evangelien und die christliche Legendenliteratur sowie auf den christlichen Kultus. So läßt sich die buddhistische Herkunft des Rosenkranzes ziemlich sicher erweisen, ebenso die der Glocken! (Garbe S. 123; 126; vgl. RGG ² I unter: „Buddhismus und Christentum, geschichtlich". Der Artikel, der buddhistische Einflüsse, also auch die eben angeführten Vermutungen Garbes, sehr stark ablehnt, ist mit Vorsicht zu lesen! Wenn C. Clemen schreibt: „Auch der Rosenkranz ließe sich immer noch eher aus dem Islam erklären", so ist daran zu erinnern, daß auch das Schachspiel und die sogenannten „arabischen" Zahlen aus Indien stammen.) Fraglich ist noch der Einfluß des buddhistischen Mönchtums auf die Entstehung des christlichen Mönchtums in Syrien. Zu all diesen kultischen Einflüssen sagt Garbe: „Mehr als eine hohe Wahrscheinlichkeit (!) läßt sich zur Zeit noch nicht behaupten; Gewißheit wäre nur von neuen entscheidenden Funden in den in Betracht kommenden Ländern, namentlich in Turkestan, zu erhoffen" (127).

Wichtig ist für uns anderseits der Nachweis von christlichem Einfluß auf die indischen Religionen, vor allem auf den späteren Krischnaismus (s. Garbe, 254 ff.).

Da nach Garbe für das Neue Testament nur eine buddhistische Beeinflussung in Frage kommt, wollen wir dem Problem hier etwas ausführlicher nachgehen.

Zunächst: die physische Möglichkeit einer Beeinflussung besteht durchaus. Im ersten Jahrhundert n. Chr. bestand ein schwunghafter Handel zwischen Südindien und Rom, wie wir aus dem Fund römischer Münzen in Südindien wissen (Garbe S. 22 f.). Exaktes über einen geistigen Austausch wissen wir aber nicht. Die Kaufleute und Matrosen werden damals so wenig wie heute die Vermittler metaphysischer und theologischer Gedanken zwischen den Nationen gewesen sein. „Daß für das Vorhandensein buddhistischer Einflüsse im Neuen Testament bisher kein zwingender Beweis beigebracht worden ist, muß ohne Weiteres zugegeben werden" (S. 30). Für die Möglichkeit eines Einflusses spricht ferner, daß „der Buddhismus um den Beginn unserer Zeitrechnung die mächtigste Religion auf dem Erdenrund" (Garbe S. 18) und eine Mission treibende Religion war. Die Wissenschaft vermutet ferner, daß schon im sechsten Jahrhundert v. Chr. ein literarischer (?) Austausch zwischen Indien, Persien, Kleinasien und Griechenland bestanden hat (Garbe, 24).

Wichtig ist nun folgende Bemerkung Garbes (S. 13): „Nicht selten ist ferner das Entlehnungsproblem so behandelt worden, als ob durch seine Lösung der Wert von Christentum und Buddhismus berührt werde. Durch diesen Standpunkt war die Vorurteilslosigkeit ausgeschlossen, die eine Grundbedingung (!) aller wissenschaftlichen (!) Arbeit ist, und an ihre Stelle war die Tendenz (!) getreten, je nach der religiösen Stellung des Autors das Christentum entweder als frei von buddhistischen Einflüssen oder unter solchem Einfluß stehend zu erweisen. Und doch handelt es sich in Wahrheit nur um Dinge, die für das Wesen beider Religionen vollkommen belanglos sind. Weder Christentum noch Buddhismus haben durch die Beantwortung der Frage nach ihrem Zusammenhang irgendetwas zu gewinnen oder zu verlieren. Die ganze Frage hat keine religiöse, sondern lediglich literargeschichtliche Bedeutung.

Hinsichtlich des Buddhismus betrifft das Problem fast nur die Uebermalung des Lebensbildes Christi in den Evangelien. Auf die christliche Lehre selbst kann der Buddhismus schon deshalb keinen irgendwie erheblichen Einfluß ausgeübt haben, weil er als Religion in seinen Voraussetzungen und Dogmen „zu dem Christentum im schärfsten Gegensatz steht" (8).

Es ist ganz unbegreiflich, wie M. L. mehrere Male von Buddha als einem „Gottessohn" reden kann (z. B. S. 40; 52). Man lese auch die Ausführungen Garbes über die auffallende Aehnlichkeit trotz der grundsätzlichen Verschiedenheit der beiden großen Weltreligionen (S. 9 f.).

Garbe bringt nun vier Fälle, bei denen er sich nach langer Ueberlegung davon überzeugt hat, daß buddhistischer Einfluß in den

Evangelien nicht zu leugnen sei (S. 47). Das ist 1. die buddhistische Erzählung von dem greisen Heiligen Asita und seiner Verherrlichung des Buddha-Kindes, eine Parallele zur Geschichte von Simeon im Tempel (Luk. 2, 25 f.). 2. hat die Versuchungsgeschichte ihre Parallele. 3. gibt es eine Parallele zu dem Meerwandeln Petri (Matth. 14, 25 f.). 4. findet Garbe eine schlagende Parallele zum Brotwunder (Matth. 14, 15 f., Mark. 6, 35 f., Luk. 9, 13 f.). Ich muß hier gleich bekennen: Auch diese vier Fälle sind für mich keineswegs überzeugend.

Das führt uns zur Frage nach den grundsätzlichen Erklärungsmöglichkeiten für die religionsgeschichtlichen Parallelen. Allen religionsgeschichtlichen Werken hat der Theologe noch mit einer theologischen Haltung und Kritik gegenüber zu stehen. Ich meine damit nicht, daß man die von ihnen logisch erwiesenen Tatsachen ignorieren darf, aber ihre Deutungen sind oft problematisch und entsprechen oft einer „theologischen" Haltung, die ein paar Jahrzehnte veraltet ist. Diejenige Möglichkeit, die Parallelen durch empirische Berührungen und gleichsam substantielle Uebernahme zu erklären, möchte ich die empirisch-positivistische Erklärungsmethode nennen. Sie ist die billigste und bequemste Weise der Erklärung und kann, wie bei M. L. ersichtlich, zu den tollsten moralischen Entgleisungen führen, wenn man sie unexakt handhabt. Die zweite Erklärungsmethode möchte ich die psychologische nennen, die die parallelen Schöpfungen des religiösen Geistes aus der Uebereinstimmung der religiösen Anlage und der religiösen Strebungen der Menschen erklärt. Diese führt schon hinein in die metaphysischen Tiefen des Problems, die nur durch metaphysische Hypothesen, also durch eine metaphysische bzw. theologische Erklärungsmethode befriedigend erklärt werden können. Es würde viel zu weit führen, diese metaphysische Erklärungsmethode, die mir persönlich am nächsten liegt, hier zu begründen. Heute ist zudem die Forschung erst so weit, daß sie die Probleme erst zu sehen beginnt, und nur wenige der Zeit voraneilende Theologen suchen die Zusammenhänge zu verstehen und zu deuten. Ich verweise hier auf das wichtige Kapitel: Das Gesetz der Parallelen in der Religionsgeschichte in Rudolf Otto „Vischnu-Narayana", Jena 1923, S. 205 ff. Ueber das Konstruieren von Entlehnungen und Herübernahmen sagt Otto: „Das ist zweifellos falsch" (S. 250). Es gibt nicht nur Sach-, sondern auch Zeitparallelen, geheimnisvolle Zeiten in der Weltgeschichte, wo auf dem ganzen Erdball ähnliche geistige Erscheinungen und Bewegungen auftreten. Solchen kosmisch-metaphysischen Phänomenen und Bewegungen kann man nicht mehr mit solchen Mätzchen wie „Entlehnung" oder gar „Abschreiben" beikommen.

Nehmen wir von den vier „beweiskräftigen" Parallelen Garbes einmal eine vor. In der Einleitung zu Jataka 190 wird „von einem Jünger erzählt, der sich eines Abends zu Buddha begeben will und auf seinem Wege am Ufer des Flusses Aciravati das Fährboot nicht findet. In gläubigem Vertrauen auf Buddha betritt er das Wasser und wandert auf ihm wie auf festem Lande bis in die Mitte des Flusses. Da erwacht er aus den freudigen Gedanken an Buddha, in die er sich versenkt, bemerkt mit Schrecken die Wellen, und seine Füße fangen an zu sinken. Aber er zwingt sich zu erneuter Versenkung und gelangt durch deren Kraft glücklich ans andere Ufer und zu dem Meister" (Garbe, S. 56—57). Garbe sagt nun dazu: „Es erscheint unmöglich, diese höchst merkwürdige Uebereinstimmung anders zu erklären als durch Entlehnung" (57). „Die Vorstellung, daß Menschen durch die Kraft ihrer Askese oder in Folge ihrer Tugend und Frömmigkeit auf dem Wasser wandeln können, ist in Indien alt und weit verbreitet; und dem Judentum ist sie ganz fremd." Ich glaube hier nicht an die von Garbe vermutete Entlehnung. Hier ist einmal ein schönes Beispiel, um die Möglichkeit viel tieferer Gründe der Parallelität aufzeigen zu können. Wenn man im Gegensatz zur überaufgeklärten M. L. an okkulte Erscheinungen und Wunder glaubt, die für M. L. schlechtweg Aberglaube sind, und wenn der Wandel auf dem Meer keine bloße abschreibbare „Vorstellung", sondern eine okkultistische Tatsache ist, die den spiritualistischen Indern gewiß seit Alters bekannt war, so kann diese Tatsache nun doch auch ganz gut durch die Gegenwart des Christus und seine von ihm ausgehende, alle (angeblich) unabänderlichen Naturgesetze lockernde Dynamis einmal von dem Juden Petrus erlebt worden sein. Und daher die Parallelität. Der Gedanke an ein Abschreiben mutet mich hier geradezu armselig an.

Aehnlich verhält es sich mit den übrigen drei Parallelen Garbes. Am meisten überzeugend wirkt auf mich noch die Simeon-Parallele, obgleich gerade Garbe ihre Schwäche betont. Der von der Wissenschaft hochgeschätzte Buddhaforscher Hermann Beckh sagt in seinem Werk „Buddhismus", Band 1 (Sammlung Göschen 174, 3. A. 1928) S. 81, daß es zur Zeit nicht möglich ist, bei der Asita-Simeon-Parallele mit den Mitteln äußerer Forschung zu sicheren Ergebnissen zu gelangen. Er will damit andeuten, daß die Wissenschaft auch heute noch materialistisch umnachtet ist, daß sie viele Probleme nicht lösen kann, solange sie die fünf Sinne für die einzige Quelle der Erkenntnis hält. In seinem Bändchen „Von Buddha zu Christus" (Stuttgart 1925), S. 29 f. gibt derselbe Hermann Beckh eine ganz neue Deutung und Lösung des Problems der Parallele.

4. Und noch einmal das Abschreiben

Aber kehren wir noch einmal zu der Abschreibehypothese der Frau M. L. zurück! Wie stellt sie sich das eigentlich vor? Von Buddha und Krischna war gar nichts abzuschreiben, weil sie wie Jesus nichts geschrieben haben. S. 250 redet sie sogar davon, daß Jesus indische Irrlehren übernommen habe. Das erinnert an den Jesus des Herrn Jacolliot, der einen Ausflug nach Indien gemacht und sich von dort seine (später entstellte) Weisheit geholt hat. Die Wissenschaft kann höchstens Parallelen zwischen Büchern aufweisen. Die von dem holländischen Theologen G. A. van den Bergh van Eysinga erschienene Arbeit „Indische Einflüsse auf evangelische Erzählungen" (2 Göttingen 1909) stellt nach Garbe (S. 15) „insofern einen erheblichen Fortschritt (!) dar, als van den Bergh keine Abhängigkeit evangelischer Erzählungen von buddhistischen Schriften, sondern nur von mündlich überlieferten Stoffen wahrscheinlich (!) zu machen sucht (!)" Also vom Abschreiben ist schon gar keine Rede. Garbe erklärt „den Einfluß auf die Evangelien durch Wanderung der buddhistischen Erzählungen von Mund zu Mund und nicht durch Benutzung einer literarischen Quelle" (S. 53). Nach Garbe schimmert durch die kanonischen Evangelien nur ein indirekter buddhistischer Einfluß hindurch, „und zwar in einigen Erzählungen, die buddhistischen Ursprungs sind, die dann aber außerhalb des Verbreitungsgebiets des Buddhismus auf dem Wege von Mund zu Mund ihren spezifisch buddhistischen Charakter verloren haben und schließlich dem christlichen Geiste assimiliert worden sind" (20). Man fragt sich, ob Garbe nicht klüger getan hätte, bei seiner noch 1910 vertretenen Ueberzeugung zu bleiben, „daß im Neuen Testament kein buddhistischer Einfluß zu finden sei" (18). Selbst dieser indirekte mündliche Einfluß ist nicht mehr als eine Hypothese. Es handelt sich also nicht um ein Abschreiben, sondern höchstens um ein Hörensagen.

Setzen wir einmal die Möglichkeit eines Abschreibens, dann müßten entweder die Evangelisten Sanskritisten gewesen sein, oder griechisch sprechende Inder müßten ihnen auf Griechisch die indischen Lehren mitgeteilt haben, oder aber es muß eine griechische Uebersetzung, eine Septuaginta der Sanskrit- und Pali-Texte vorgelegen haben. Von all dem wissen wir aber gar nichts. Der Amerikaner Albert J. Edmunds erhofft eine griechische Uebersetzung oder Bearbeitung altbuddhistischer Texte von Ausgrabungen auf den Ruinenfeldern des nördlichen Afghanistan. Garbe hält das für „eine sanguinische Hoffnung" (31).

Uebrigens wäre ja das Abschreiben nicht so schlimm, wenn man nur wenigstens wahre Gedanken abschreibt und weiter vermittelt, und nicht das Pech hat, von einem „notorischen Schwindler" abzuschreiben. Wahrheit bleibt Wahrheit, auch wenn sie abgeschrieben ist. Die Autorfrage ist sekundär gegenüber der Wahrheitsfrage. Die Juden hätten sich ein Verdienst erworben, wenn sie uns Abendländern die indischen Wahrheiten auch nur in verstümmelter Form überliefert hätten. Mag das Judentum und Christentum auch von Babylon, Persien und Aegypten, vom Hellenismus und Buddhismus beeinflußt worden sein, dies Sichbeeinflussenlassen des Christentums von der Umwelt ist ebenso wenig ein Verbrechen, als wenn die deutschgläubige M. L. von einem Franzosen Gedanken übernimmt, und das Christentum bleibt trotzdem genau so ein nicht abgeschriebenes Original wie M. L.

Schließlich muß gesagt werden: Und wenn alles im Christentum „abgeschrieben" ist, davon wird das Grundproblem des Christentums, der Christus, gar nicht berührt. Es handelt sich überhaupt nicht um eine „Lehre", sondern darum, ob hier ein Heilsgeschehen, ein metaphysisches Ereignis, eine Tat Gottes an der Menschheit sich vollzogen hat oder nicht. Das Entscheidende am Christus ist nicht, daß er etwas Neues gesagt hat, daß er der Bringer einer neuen Lehre, sondern daß er der Träger und Bringer von neuem Leben, von Licht und Liebe in die Todeswelt gewesen ist. Für die Frage nach der Existenz und realpräsenten Wirksamkeit des Christus ist es ganz gleichgültig, wer das Neue Testament geschrieben hat, und ob es von irgendwoher „abgeschrieben" worden ist, wie es effektiv ebenso gleichgültig ist, ob der Christus sich in einem Arier oder Juden inkarniert hat, wenn es auch gewiß kein Zufall war, daß unter allen alten Völkern gerade Israel vom Lenker der Weltgeschichte dazu ausersehen ward, das leibliche Instrument für eine Inkarnation des Christusgeistes aus seinem Blut und seiner Geschichte heraus zu bilden.

Man fragt sich, woher hat M. L. nur diese fixe Idee vom Abschreiben? Der Gedanke, daß das indische Geistesgut „entstellt" sei, scheint auf Jacolliots Einfluß zurückzugehen (vgl Garbe, S. 13). Aber eigentlich eingepflanzt muß er ihr schon sehr früh sein: von

ihrem Vater. „Mein Vater, Prof. Dr. Bernhard Spieß, der ein Sanskrit- und Keilschriftforscher von ungewöhnlichen Kenntnissen gewesen ist (das soll gewissermaßen eine Empfehlung sein für die „Wissenschaftlichkeit" ihrer Behauptung; in Wahrheit hat Prof. Spieß in der Indologie keine Rolle gespielt und zu unserm speziellen Problem keinen Beitrag geliefert), sagte mir, daß fast (!) alle (!) Gleichnisse des Neuen Testaments bei den Indern, Sumerern, Persern, Syriern usw. gebräuchliche Bildeinkleidungen der Lehren gewesen sind, daß freilich (!) viele (!) unter ihnen in den Evangelien in ihrem Inhalt verzerrt (!) wurden" (S. 140). M. L. ist also besessen vom Verzerrungs- und Abschreibe-Komplex, von dem sie psycho-analytisch geheilt werden muß, wenn es sich nicht gar um unheilbares Rasseerbgut, um die „Einheit von Blut und Gotteserkenntnis" (S. 273) handelt.*)

Hamburg Carl Scharbau

Bücher und Schriften

Weltwirtschaft und Außenhandelspolitik. Von Dr. W. Röpke, o. ö. Professor an der Universität Marburg. Leipzig und Wien, Industrieverlag Spaeth & Linde 1931. 105 S. 4, geb. 5.80 M.

Ein ganz ausgezeichneter Katechismus der Lehre vom Außenhandel und der Außenhandelspolitik. Es gibt ja Leute, die das Rad der Entwicklung zurückdrehen möchten, Leute, die ehrlich bemüht sind, unseren Industriestaat wieder in einen Agrarstaat zurückzuverwandeln. Alle behandelten Fragen stehen im Brennpunkt des öffentlichen Interesses und in einer leider zu oft dilletantischen Diskussion. Welche Verwirrung der Geister ist in diesen Krisenzeiten mit Schlagworten wie „Heraus aus der Weltwirtschaft" u. a. angerichtet worden! Gefühlsregungen haben — wie dankbar ist man dem Verfasser — keinen Raum gefunden. Das Werk sei wegen seiner besonderen Lauterkeit und last not least Sachkunde nachdrücklichst empfohlen. Wir werden in diesen Blättern noch einmal darauf zurückkommen. Karl Jadziewski-Jask

§ 218. Eine sachliche Aussprache. (Der Freie Dienst. Beihefte zur „Kommenden Gemeinde", herausgegeben von J. W. Hauer, Tübingen. 1. Heft.) Leipzig, C. L. Hirschfeld 1931. 214 S. 3.60 M.

Nachdem ich endlich dieses Buch gelesen habe, bedaure ich, daß ich es nicht schon früher las und anzeigte. Es ist ja im allgemeinen zu § 218 kaum noch Neues zu sagen möglich. Man muß zu einem Entschluß kommen und handeln. Und das eigentliche Handeln liegt nicht beim Strafgesetz, sondern überall sonst. Vgl. Abderhaldens „Ethik" 8, 1, S. 66, oder die These: „Um das im § 218 unter Strafe gestellte Tun zu bekämpfen, ist vor allem eine Aenderung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse und Bekämpfung der Massennöte, der Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit und Existenzunsicherheit nötig. Nun ja, vor allem! und vor allem!! Es ist so wahr! und — so leicht gesagt, so schwer getan!" (Monatsblatt der Sozialen Arbeitsgemeinschaft evangelischer Männer und Frauen Thüringens, Mai/Juni 1931. Zu haben Eisenach, Kapellenstr. 11a.)

Die spezielle Frage ist da. Was Hauer zu diesem Sammelband bevorwortend sagt, ist ausgezeichnet. Im Uebrigen hat man alle anständigen Motive für beide Parteien beisammen, und die Mittelpartei kommt auch zu Worte. Man soll das Heft in kleineren Kreisen mit verteilten Rollen durcharbeiten und sich zu einer Meinung durchkämpfen. Denn eine Meinung müssen wir doch schließlich haben, weil wir handeln müssen. Die Strafgesetzkommission allein kann es nicht schaffen.

Ueber 20 Beiträge von verschiedenen Verfassern. R

Nationalsozialismus und Protestantismus. Von D. Hermann Kremers in Bonn. Berlin W 10, Verlag des Evangelischen Bundes. Volksschriften Heft 35. 52 S.

Der Veteran des Evangelischen Bundes hat mit wundervoll jugendlichem Feuer in der Gesamtvorstandssitzung des Evangelischen Bundes am 5. Juni in Magdeburg diesen Vortrag gehalten. Er vertritt seinen Standpunkt, und das ist der des deutsch-protestantischen Interesses, kein anderer. So hört man ihn gern, auch wenn man vieles anders sieht. Ja, es ist einem gerade dann lehrreich, ihn zu hören.

Die völkische Religiosität der Gegenwart. Von Lic. Dr. Walter Künneth, Privatdozent für systematische Theologie in Berlin. Berlin-Spandau, Wichern-Verlag 1931. 23 S. 80 Pfg.

Lic. Künneth ist, soviel wir sehen, der einzige theologische Akademiker, der sich ernsthaft von Berufs wegen mit dem allem beschäftigt, was man „völkische Bewegung" nennen kann. So erfährt man aus seiner Veröffentlichung immer stofflich Neues — denn wer kann sonst von seiner Klause aus das alles sehen und verfolgen? es muß schon danach geforscht werden, um einen Ueberblick zu haben und ein Urteil! Man ist Künneth dankbar, daß er mit politischer Meinung zurückhält und sich fest auf evangelisch-kirchlichen Boden stellt. Möge er fortfahren, in seiner Weise dem Fragenden Handreichung zu tun.

Der Nationalsozialismus vor der Gottesfrage. Illusion oder Evangelium? Von Lic. Dr. Helmuth Schreiner. Ebenda 1931. 63 S. 1.40 M, geb. 2 M. Erstes bis zehntes Tausend.

Der soeben als Ordinarius für Praktische Theologie nach Rostock berufene Verfasser wendet sich wie Kremers speziell dem Nationalsozialismus zu. Von breiterer Basis her. Leider stößt sich unsereiner bei der Lektüre alsbald auf S. 9 f. an dem Dogma von unsrer Versklavung: „Wir sind ein Volk von Knechten geworden". Das kann ich — rein wirtschaftlich — noch verstehen, auch etwa als Ausdruck unsrer politischen Unterdrückung. Aber weiter. „Wir haben die Möglichkeit, in diesem Stande frei zu dienen, preisgegeben." Dem werde ich bis zu meinem letzten Atemzuge widersprechen.*) Diesen Unterschied zwischen uns empfinde ich wie einen konfessionellen. Es gehört für mich zum Evangelium, das wir im Namen Jesu Christi treulich zu verkündigen haben, daß unser Volk auch in seiner jetzigen wirtschaftlichen und politischen Not frei ist und frei zu dienen die Möglichkeit hat. Schreiner geht da ganz die Linie von Emanuel Hirsch. Wie gern aber stimme ich mit Beiden zusammen in dem, was dann S. 42 von der Liebe zu Volk und Vaterland gesagt ist! — Ich mußte dieses Anstoßes gedenken, um nun desto unbefangener die Schreinersche Schrift rühmen zu können. Hingezogen zur nationalsozialistischen Bewegung, voll Verlangen, daß aus ihr etwas Rechtschaffenes werden möge, stellt Schreiner sie vor Gott und sein Evangelium, kritisiert sie streng und freimütig und führt ihr die eine große Bedingung vor Augen, unter der sie unserem Volke zum Heil werden kann. Ich kann dem Verfasser folgen, wenn er zum Schluß sagt: „Der Nationalsozialismus enthält einen Ruf, den wir nicht überhören können. Aus der Tiefe seines Wesens tritt uns ein Wille entgegen, der uns auf einen Gottesauftrag hinweist. Auch wenn wir den Nationalsozialismus als ein verfehltes Mittel ablehnen, der Ruf bleibt."

Wir wünschen der Schrift die Wirkung, die sie verdient. R

*) Inzwischen erschien ein Artikel „Mathilde Ludendorff, Dr. von Kemnitz, Erlösung von Jesu Christo" von Professor D. Schomerus in Halle im Deutschen Pfarrerblatt Nr. 35, und die Schrift von Pfarrer Roth in Ahlhorn „Tannenbergbund und evangelische Kirche" (s. Nr. 18, Sp. 875) kam in zweiter erweiterter Auflage heraus. Verlag des Evangelischen Bundes, Berlin W 10. 50 Pf.

Verlorene Malerromantiker

Verlorene Werke deutscher romantischer Malerei. Herausgegeben von J. G. Wolf. München, Bruckmann 1931. (Volksausgabe.) 95 S. Quart, mit Abb., 1 Tafel. 3.80 M

Das In memoriam der Opfer des schrecklich vernichtenden Brandunglücks im Glaspalaste liegt in dem vortrefflich ausgestatteten Hefte vor. Es enthält „nur" die Abteilung der Rückschau auf unsre eigenste große Zeit in der Malerei, besser: im Selbstdarstellen des Malergeistes, oder noch voller, nicht volltönender: im Offenbaren verborgenster Künstlerseele. Es ist wie ein Schicksalszeichen deutschen Wesens: Vor 13 Jahren konnten Heeresangehörige aus Front und Troß, also allzumal „Barbaren", im dauernd von Luftkampfgefahren beunruhigten Valenciennes eine Ausstellung aufbringen und den Katalog, reich wissenschaftlich wie immer, überschreiben: „Gerettete Kunstwerke aus belgischem und französischem Besitze". Der Dank der fanatisierten Besitzer war der: sie nahmen Werke unschätzbaren Wertes „vertragsgerecht" zurück, die in der Romantikerzeit um ehrliches Geld erworben waren (Genter Altar, Bouts Abendmahlsaltar). Eben die Romantiker entdeckten diese Kunst, nicht als billig aufzukaufende, später durch fachliches „Kreieren" hochzutreibende Kunstmarktware, sondern aus neuerschlossener Wesensschau des „Altdeutschen", beglückt und bereichert, ahndungsvoll und des geistigen Erwerbes froh; so froh, daß sie selbst den alternden Goethe zu gewinnen vermochten.

Ja, der fürstengleiche Dichter, der Weimarer Kunstdiktator, der programmatische Preisausschreiben erließ, der klar und scharf richtete, wahlaffektioniert Umordnungen anempfahl und dem das Eigenromantische als wirr und nicht abgeklärt mißbehagte, der das Tolle und Schrille daraus ablehnte und das verzweifelte Aufbegehren der Abgekürten nie verzieh! Er hätte ein Segen für die frühen Romantiker werden können, wie er es für die späten, wenn man sie noch so nennen darf, geworden ist. Aber er wurde ihre Qual. Die einsam werdende Leuchte zwingt sie aus den welttiefen Dämmerungen ihrer innersten Seelen an sich heran in ihre ausstrahlende Klarheit, aber sie taumeln geblendet, manche versengt zurück in ihr eignes Element. Goethe ist ja weder der des Götz noch auch der des ersten Faustteiles geblieben. Das war ihr Goethe. Aber sie ver-

*) Vgl. CW 1924 Nr. 33/34: „Die Macht der Ohnmacht." 1929 Nr. 1: „Sind wir Heloten?" 1931 Nr. 17: „Sklaverei."

gaßen oder übersahen wohl das Grundlegende: Dieser Goethe bewältigt mit seiner durch den Geist mannhaft disziplinierten Seele das All umfassend, wie der Faust seines zweiten Teils, da er den Mikrokosmos studiert und die Seele angeschaut hat, unbeteiligt und doch warm fühlend; ein Jeder von ihnen sucht das Weltall aus seiner Seele zu gebären. Ihnen bleibt das Sehnen, ihm gelingt das Erfüllen. Poros und Penea! Erst bei Moritz v. Schwind und Ludwig Richter treten die frohen Eroskinder wieder auf den Plan, die alles bejahend leben.

Sind sie deshalb weniger deutsch? Das sicher nicht: kein Franzose oder Italiener, auch keine gleichzeitigen niederländischen Maler mehr, nur ein paar Dichter haben so feinfühlig und deshalb so umspannend und spannend das Kleine erzählen können. Aber mit solcher „Fassungskraft" begabt, waren sie vielleicht weniger Romantiker als die erste Generation. Sie weist uns das deutsche Los. Wenn wir aber uns klar machen, daß sie neben Goethe stehen wie A. Altdorfer, W. Huber, ja sogar sein eigner Jünger H. Baldung neben dem alternden Dürer in genauer zeitstilistischer Parallele, so entheben wir uns damit des Verdachtes, als ob wir Goethe ganz so wie Anton Rafael Mengs zu einem unerbittlich „mediterraneischer Kultur" verfallenen, also abgängigen Nordländer, Germanen, stempeln wollten. Schwind und Richter fangen den Segelflug der deutschen Seele ab vor dem Durchsacken (Rethel) oder Abgetriebenwerden (Runge); sie steigen hinab in das neuentdeckte Moment der Anschauung des Unendlichen der zu versinnlichenden Mächte: Innigkeit, Sinnigkeit, Empfängniswärme und Erlebnisfreude; der mildtreue Humor kommt wieder auf gegen die hadernde Ironie, milde in dem Wahrnehmen, treu im Beobachten des kleinen, soviel bedeutenden Weltwirrwesens, die Seins- und Sehensart A. Stifters. Jene großsehenden, eigentlichen Romantiker fühlten stärker das Zucken ihrer Eigenseele nach oder von der Berührung mit der neuplatonischen Weltseele, daher das Ausströmen in die Unendlichkeit des Geschaffenen und noch zu Schaffenden, daher das Einheit-Suchen mit dem All, dessen Geschlechtes sie sind, daher das stark Religiöse in ihrer Gesinnung, das Ermöglichen des unkritischen Uebergleitens und Vereinbarens der Geistesgebiete in- und miteinander, wie es Novalis am beredtesten ausspricht, das sich aber auch im Systembilden des Berufsphilosophen Hegel offenbart beim wertenden Staffeln des Erkenntnisbewährens derselben.

Daher aber auch das zum Typischen Verhaltene des Menschengeschlechts der Nazarener und Kartonisten, ja das Aufgreifen des Heldischen — auffälligerweise nach Homer wie den nordischen Epen — das Unindividuelle des Umgebenden und des Einhüllenden, das beim unbedachten Hinsehen fast klassisch dünkt.

Auch die „unendliche Landschaft" wird von da aus gefunden, nicht zum ersten Male in Nordland: J. de Momper, S. Ruysdael, J. van Goyen, Ph. Wouwerman hatten sie erschöpfend ihrem Lande der tiefen Horizonte hinter den weiten Ebenen von Polderweide und stillen Kanälen, schweren Flüssen und menschenleeren Dünen, aber auch über die Schlingen der Flußläufe zwischen samtenen und gipsenen Berghalden mit schrägem Ausgange rückwärts abgewonnen. Bei den Romantikern C. D. Friedrich, C. Blechen, C. G. Carus, C. Rottmann gewinnt die Landschaft nicht diese Bezeichnung, weil sie sich dem Blicke unermeßlich breitet. Nicht perspektivische Unendlichkeit wird gesucht wie von Masolino oder J. van Eyck, sondern weil sie unerschließbar zugesetzt ist dem Beschauenden auch durch je nach Sicht verschließbare Versatzstücke, lieber aber durch atmosphärische Füllung und Verhüllung von fester Landschaft und leuchtendem Himmel, trägt sie den Namen. Gerade also nicht sowohl die optische Unübersehbarkeit reizt das ruhige Auge, den unstet werdenden Blick, sondern vielmehr die verschlossene Ferne, das Unsichtbare lockt den Seelensinn des Betrachtenden zum Sichausweiten; das Sehnen nach dem Verhüllten zieht die „Staffagegestalten" hinein in den Weltraum, den Unraum des Unerforschlichen. Und an dieser Stelle vollzieht sich genau der Uebertritt von der einen Art zu der andren: aus der bildenden Kunst in die religiöse Dichtung, aber die unaussprechliche. Und was die französischen, italienischen und deutschen Kunsttheoretiker (Fréart de Chambray, Roger de Piles, Algarotti, Bodmer, Geßner) im 17. und 18. Jahrhundert für handelnde und verweilende Staffagefiguren gefordert hatten: Zusammengehen mit der Landschaft — das wird hier im erhebendsten Sinne aus und zur Einheit erfunden: hier leben und handeln keine Gestalten auf einem Schauplatze oder beleben ein „Erdlebenbild" noch mehr, sondern hier und jetzt sind irdische Lebewesen, der große Mensch, der aus der Klassik seine Auferstehung gewann, mit der Allnatur in Handlung vereinigt, und der große tiefe Mensch erbebt in Andacht. Klopstock hatte so edel gesagt: „Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht; schöner ein froh Gesicht, das den großen Gedanken deiner Schöpfung noch einmal denkt." Das ist die Lage der ergriffensten Gegenspieler Friedrichs, Blechens. Nur daß es nicht zum Frohsein diesen Mitwirkenden gedeiht; wohl bei Schwind und letzt noch bei Thoma. In jenen vergangenen Zeiten jener Protoromantik auch schon bei Valckenburch, dem Südniederländer; Friedrich und Carus haben diese Verhältnisse ihrer Künstlererfindung kodifiziert.

Die kleine Menschengestalt im Ringen der großen gewaltigen Naturmächte des Dunkels und kahler Einsamkeiten, hehrer Baumriesen und lockenden Waldesgeheimnisses mit reichem Sonneneinbruche — das nimmt schon eher im Barock vorgefühlte innere Kontraste wieder auf, wie auch das Nebeneinander gebrochener hoher Menschenleistung am Baudenkmal und der unbekümmerten „Mutter" Natur hierher gehört. Die Töne werden da schriller; darum hat man das in den Zeiten des sachergebenen ausgeglichenen Naturalismus sogar kitschig genannt. Auch in Zeiten der Herrschaft des lediglich artistischen Motives hat man keinen Sinn für solche thematische Problematik, da nennt man das literarisch gedanklich. Hat man aber einmal die nicht abreißenden Diskussionen über ganz andersartiges Nebeneinander oder jeweilige Vorwartschaft von Dichtung oder Malerei aufmerksam durchgeprüft, die voran das ganze 17. und 18. Jahrhundert erfüllen, so ist man wohl befugt zu sagen, daß von diesen Künstlern dieser Streit erstmals geschlichtet sei: Wie könnte wohl und mit Mitteln welcher Kunst unmittelbarer versinnlicht und doch wohl rein optisch erfaßbar werden, was der bildschauende Künstler als höchste Aufgabe finden kann: das gestaltende Ringen der Menschenseele mit dem übermächtigen Gegenspieler nach des Schöpfers Satzung, der ewig andersartigen und sich wandelnden und doch immer idolhaft reinen Natur.

Das ist das Schicksal deutschen Kulturgeistes. Der gekreuzigte Erlöser auf einsamer umwaldeter Felskuppe, silhouettenhaft wachsend vor den roten und gelben Gluten des aufsteigenden Tagesgestirns ist das Symbol. Oder sollte es das Wrack im Eise sein?!

Ebenso im Bildnisse dieser Malerkreise: auf die Selbstdarstellung angemaßter Würde und angewohnter Ueberschätzung auf das wahrhafte Sosein, auf das schematische Bildnis des gesellschaftlichen Ab- und Herkommens bei Engländern und Franzosen (der bin ich, nicht so bin ich), auf Greuzes von Traumgesichten nachgezogene Schwarzaugen und Romneys immer sentimentale Lady Hamilton folgen die Menschen der deutschen Romantiker, die mit ihren Seelen Zwiesprache halten, die auch, wenn sie das geruhige dauergültige Bildnis hergeben sollen, Schicksalen, vielmehr den Schicksalsmächten der eignen Brust nachsinnen und auch damit nicht fertig werden können. Einzig ein Italiener hat solche sich innerlich zerwühlende Bildnismenschen danebenzustellen: Lorenzo Lotto, und der größte Bildniskünstler des Nordens: Rembrandt.

Hundertzehn dieser Künder dieser großen deutschen Wesenseigenheiten, Erzeugnisse der Generation des Frei-

heitskrieges und ihrer unmittelbaren Nachfahren sind nun dahingegangen, also ein nationales Unglück von einem Ausmaße untragbar schier, wie sich daran nur eben dieses Volk in seiner schwankenden Lebensbahn hat gewöhnen können. Soll es aus solcher Gewöhnung stumpf werden? Gerade als diese großen Wesenhaften aus ihren Gräbern auferstehen sollten, sind sie als Werte zugrunde gegangen. Wir dürfen sie nicht darüber wieder versinken lassen, daß das deutsche Volk in all seinem zeitlichen Wirtschafts- und moralischen Elende sich anschickt, die reinste synthetische Gestalt unter seinen Geisteshelden zu ehren: Goethe, der doch auch so viel Romantisches trotz seiner Hauserziehung in sich zu bezwingen hatte. Wir können das Ehren gerecht verteilen, gerechter als die Mitlebenden: Vielgestaltig wie unser innerstes Wesen passen, gehören sie nebeneinander. Freuen wir uns dessen, daß das vorliegende Werk mit seinen 96 Abbildungen auf jedem Tische aufgelegt werden kann.*)

Marburg Carl Horst

Emil Straußens poetische Sendung

Zu Thiemes Würdigung Straußens in Nr. 17

Ist es wahr, ist er, der so herbe und tapfere Emil Strauß wirklich „der Dichter einer übergangenen Generation"? Als solcher wird er uns nämlich in der Nr. 17 bei aller Würdigung seines Schrifttums und dessen Schönheit gleichwohl durch Karl Thieme hingestellt. Und indem Thieme das tut, würdigt er zwar Straußens bekannt gutes Deutsch, würdigt den schönen — „gestalterisch wunderschönen"(!) Aufbau der Straußischen Romane, im Ganzen aber klingt es durch die Thiemeschen Worte wie ein überlegenes Lächeln, das in Worte gefaßt so lauten dürfte: „Straußens Zeit ist vorbei. Der Mensch von heute hat etwas Besseres zu lesen, als Emil Strauß, mit dessen veralterten Fragen und dessen Verständnislosigkeit unserer Tage." So wenigstens verstehe ich den ganzen Aufsatz Thiemes. Und dagegen wende ich mich nicht nur als Landsmann des zu neun Zehntel Verfehmten, sondern auch, um jene Irrmeinung zu treffen, als wäre ein Dichter, der die Fragen seiner jeweiligen Tage behandelt, mit seiner Zeit selber erledigt. Ist nur das heute wahre Kunst, was vom „Jahrgang 1902" an hin zum „hoffnungslosen Geschlecht" reicht? Oder musikalisch gesprochen: dürfen wir nicht mehr Bach, Händel, Mozart, Beethoven spielen? Nur noch Hindemith, Weismann und die atonalen Musiker von heute? Gegen diese Einseitigkeit wende ich mich, als müßte ein Dichter aufhören, Dichter zu sein, Dichter genannt, als Dichter gewürdigt zu werden, weil er sich auf das Gebiet seiner ihm nun liegenden Fragen zurückzieht, aus seinem Kreis heraus spricht und schreibt!**)

So geschaut fallen auf unseren Emil Strauß ganz andere Lichter und gehen von ihm auch ganz andere Strahlen aus, als sie ihm Karl Thieme zubilligt. Es mag aber auch sein, die örtliche und volksmäßige Entfernung ist viel an Thiemes Urteil schuld. Wenigstens könnte ich es nicht über mich bringen, über einen etwa an der Ostsee beheimateten Dichter ein solches Urteil zu fällen, wie Thieme es über Strauß tut. Vor allem aber sind wir in unserer wohltemperierten Badischen Ecke von den durch Strauß gezeichneten Gestalten und Fragen gar nicht so weit entfernt, daß nicht noch Blutströme von da zu uns flössen! Wir haben vielfach noch diese wunderlieben kleinbürgerlichen Lebensformen und fühlen uns recht wohl darinnen, freuen uns ihrer und bilden uns gar nicht ein, damit „ausgefallen und von der Weltgeschichte übergangen zu sein". Glauben vielmehr noch etwas Besseres zu besitzen, als manche auch nur ahnen.

Und wollte man uns selbst damit trotzdem zum alten Eisen werfen: Strauß würde gleichwohl nicht bloß der übergangenen Generation angehören. So ganz haben seine Fragen doch nicht ihre Gegenwartsbedeutung verloren! Seltsamerweise erwähnt Thieme jenes Buch nicht, von dem ich um so nachdrücklicher reden möchte: „Freund Hein".[1]) Das Buch hat Strauß nicht rein zufällig berühmt gemacht. Es ist auch nicht ohne inneren Grund in die 36. Auflage gewachsen! Gerade Ihr Jungen solltet doch für solche Fürsprecher dankbar sein, die Euch den Schuldrill durch solche Bücher erleichtern wollten, die da jene Jungschülernot hinausschrieen in alle Welt! Konnten sie sie bis zum heutigen Tag auch nicht restlos beseitigen, so haben die Rufer wie Strauß, Hesse u. A. m. doch wenigstens weithin Augen und Ohren geöffnet, Nöte zu sehen und Notschrei zu vernehmen! Ich setze voraus, Thieme kennt trotz seinem Verschweigen auch dieses Buch. Jedenfalls soll es der Leser dieser Zeilen sich nicht entgehen lassen!

So einseitig, wie Thieme das tut, darf man ferner auch nicht mit den Stellen umgehen, die man im einzelnen anführt. So sagt Emil Strauß über Religion auch weit mehr, als es Thieme wahr haben will. Das eine Beispiel aus Straußens „Nacktem Mann" (CW Spalte 811 u. 812) sollte nicht so als schlechthin bezeichnend hierfür hingestellt werden. Gerade, was Thieme nicht zu genügen scheint, nämlich der Inhalt von Straußens Werk „Der Spiegel", zeigt wohl einem unvoreingenommenen Leser gerade das Ringen um die „Reiche von Religion und Politik, von Kirche und Staat", die nach Thiemes Meinung „von Emil Strauß überhaupt nicht gesichtet" werden! Man muß nur jene Erzählung Straußens als Ganzes betrachten und überhaupt tiefer werten, als es Thieme tut und durch seine eigene bürgerfeindliche Einstellung allem Anschein nach nicht anders zu tun vermag! Ueber den Geschmack läßt sich eben nicht streiten. Und über „Einstellungen" oder besser: „Eingestelltsein" noch weniger!

Aber auch ein anderes Werk von Strauß erwähnt Thieme nicht. Und auch dies hätte ihn vielleicht, wenn ihm ein freier Blick zur Verfügung stünde, eines Besseren belehren können! Ich meine den Roman „Kreuzungen".[2]) Ich schreibe nur einen Satz daraus ab. Er steht S. 207:

So wichtig der Beruf ist, das Wichtigste ist der Mann selbst. Hab' ich keinen Beruf in mir, so kann mir auch der Staat ihn nicht geben, sondern höchstens Beschäftigung; hab' ich ihn in mir, so wird er trotz Staat und Entlassung seinen Kreis finden. Das Lächerlichste ist die Angst vor dem Leben. Heutzutage wird sie gezüchtet mit all den Lebensstellungen und Versorgungen. Vielleicht ist der Staat auch auf diese Angst angewiesen wie die Kirche.

So was geht allerdings unserem übersozialen parteikrippenfuttergenährten Geschlecht nicht sehr lieblich ins Herze ein. Sie halten sich die Ohren zu und schieben solche Männer als „übergangen" ab. Sollte man nicht vielmehr mit Dank nach ihnen greifen? Und sollte Thieme auch dies nicht wissen, so mag er es hier erfahren: Das Buch „Kreuzungen" ist alles, nur nicht aus der „Mentalität" — um dies Wort zu gebrauchen — der vergangenen Generation empfunden. Vielmehr sehr aus der heutigen! Aus jener, die recht „vorurteilslos", recht „sachlich" über die Dinge — Geschlechter- und Ehefragen — denkt, die bei den „Kreuzungen" eine sehr vorder- und hintergründliche Stellung einnehmen. Wie im „Freund Hein", so bricht dann da-

*) Eine kritische Frage sei erlaubt: warum der hartkantige, scharffarbige Koch, der Klassizist nach N. Poussins Art, und der rokkokkohaft weiche Klengel? Und warum dann nicht W. v. Kobell, der von der Rokkokkotapete Ausgang nahm und beim großtosenden und beim stillträumenden Naturvorgange endete? Selbst aus dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts gebürtigen Landschaftlern haben spät bereits sich romantische Momente erschlossen.

**) Ich habe jenen Artikel über Emil Strauß, doch viel mehr als Huldigung aufgefaßt denn als Kritik. Und sofern diese — frech genug, wie das die Art der jüngeren Generation ist — doch auch dem Artikel wesentlich war, hat sie mich als bezeichnend für den Unterschied der Generationen besonders interessiert, meinte das auch den Lesern zutrauen zu dürfen. Ich gehöre selbst zu dem „übergangenen" Geschlecht; es ist wohl etwas Richtiges daran: wenn der Verfasser das damals bezeugte, so tat er das für mein Empfinden mit einer gewissen Wehmut, die mir wohltat. — Ebenso willkommen ist uns nun das obige temperamentvolle Zeugnis eines, der sich diese wehmütig-freche (wenn schon im Grunde herzlich wohlwollende) Behandlung nicht gefallen läßt. R

[1]) Georg Müller in München. Gebunden M. 6.50.

[2]) Georg Müller Verlag. 62. Aufl. Gebunden M. 6.50.

neben auch hier wieder jener geradezu revolutionäre Klang und Anstoß gegen den Schulbetrieb mit voller Wucht heraus. Oder dachte man etwa in der „übergangenen Generation" so, wie Strauß echt straußisch S. 138 jene Elfriede sprechen läßt:

... Im Gegenteil, das ist Zwangsarbeit! Sieh, unsere Begriffe von Arbeit sind ja so verdorben! Als ich noch im Hause meines Onkels war, da war mein jüngerer Vetter, ein Tertianer, leidenschaftlicher Natur-, besonders Tierfreund. Er beobachtete und fing alles, was in seinen Bereich kam, er kannte alle Vögel am Schrei, am Flug, in jeder freien Minute saß er über Brehms Tierleben, das er irgendwo geborgt hatte. Daß sich bei dem Buben etwas vorbereitete und eine durchaus ernste Arbeit im Gange war, begriff man nicht. All das gehörte nicht zum Schulpensum, hieß Allotria und wurde möglichst verhindert, während man ihn, der sonst auch ein ganz ernster Schüler war, stachelte, er sollte der Primus der Klasse werden und im Herbst einen Preis heimbringen. Niemand überlegte, ob es einen Sinn habe, die Jahreszahlen von Setho dem Ersten oder vom König Wenzel auswendig zu lernen. Von klein auf werden wir zur Zwangsarbeit gedrillt, so daß wir später gar nicht mehr merken, wie tief wir drin stecken. Ich finde es einigermaßen bezeichnend für unsere Kulturhöhe, daß man gemeinhin sein Leben draufgehen lassen muß, um es zu fristen!

Diese Kulturkritik ist doch wahrlich erst für unsere Zeit bezeichnend! Man meint, Johannes Müller und seine Flugschrift über „Erziehung und Unterricht" [3]) vor sich zu haben! Oder würde Thieme auch Johannes Müller einer „vorübergegangenen Generation" zuweisen? Ihn, der wie Emil Strauß immer und immer wieder gegen den Strom seiner Zeit geschwommen ist und hier, bei den Erziehungsfragen, am meisten! Zweiundsechzig Auflagen erlebt kein so reklameloses Buch, bloß weil sein Verfasser gutes Deutsch schreibt! Da sollte doch auch Thieme tiefere Gründe erkennen und spüren, wieviel Emil Strauß auch dem heutigen Geschlecht sichtlich zu sagen hat!

Und so betrachte ich denn auch das jüngste Buch von Strauß, seine Geschichtensammlung „Der Schleier", mit anderen Augen. Gewiß: die Titelerzählung erscheint auch mir darin die beste zu sein. Aber kommen auch die anderen dagegen nicht auf, so fallen sie doch auch nicht so stark dagegen ab, wie man nach Thiemes Urteil meinen müßte. Sind sie deshalb wirklich nur „Variationen der Hoffnungslosigkeit", weil sie alle traurig ausgehen? Bricht einem Dramatiker — und das ist Emil Strauß auch als Erzähler! — „überall die helle Verzweiflung aus allen Fugen", weil er eben doch fern von allem Lebensillusionismus etwas von dem klassischen Schillerwort empfindet: „Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt!" Hätte Thieme recht, dann wären noch viele andere Dichter wahrlich auch nichts weiter als solche Verkündiger der Verzweiflung! Muß denn die Kunst immer eine Frage zur Lösung bringen. Darf sich der Künstler nicht damit bescheiden, zu schildern, was er geschaut, und die Lösung ungesagt zu lassen, wenn sie ihm nicht zur Schau gegeben ward?

Aber unsere junge Zeit hat zu einer solchen „Beschaulichkeit" nicht mehr das Zeug. Sie will auch aus dem künstlerischen Schaffen nur immer ihr eigenes „politisch Lied" und oft so „garstig Lied" heraus hören. Der Dichter soll der Exponent ihrer Partei sein. Das sehen wir alle Tage erneut, sehen es an den jungen Kritikern, die sich nicht scheuen, einen Fünfundsechzigjährigen, — der auch für sie mehr als nur etwas geleistet hat! — jedes Zukunftswirken abzusprechen, auch wenn sie ihn „in Ehrfurcht grüßen". (Zu welchem ehrfurchtsvollen Grüßen sich aber Worte wie „Quatsch" nicht eben gut und gerade nicht sehr geschmackvoll ausnehmen!) Wer Emil Strauß kennt, weiß, wie er sich von Lob und Tadel gleichweit zurückzieht und von beidem gleichermaßen unberührt bleibt. Viel mehr bleibt ihm, dem Fünfundsechzigjährigen, auch nicht zu tun übrig. Wer jedoch noch in Thiemes jungen Jahren steht, mag es indessen vielleicht noch erleben, wie Emil Strauß wirklich nicht nur dem „von der Weltgeschichte übergangenen Geschlecht" derer angehört, die „zwischen dem Siebziger Krieg und dem Weltkrieg erstanden und verschwanden" und somit nur diesem Geschlecht etwas zu sagen hätte. Die Jungen von heute dürfen vielleicht sehr bald einsehen, wie man wieder zu Emil Strauß zurückkehrt und sich von ihm dann weit mehr sagen läßt, als was heute mit gnädiger Erlaubnis aus seinen Schriften und seinem Schaffen scheinbar nur entnommen werden darf!

Rinklingen Bruno Goldschmit

[3]) Verlag Schloß Elmau, Post Klais. M. 1.50.

Der Segen der Sorge

Die Sorge herrscht in Deutschland. Sie verschont kein Haus und kein Herz. Sie schleicht durch die offenen Türen der Armut oder durch die Schlüssellöcher der verschlossenen Türen des Reichtums. Sie wohnt unter uns und in uns. Sie quält uns bei Tag und Nacht. Sie macht uns blind, wie sie Goethes „Faust" erblinden machte. Sie wirkt sich wie das Gewissen und die Reue in uns aus: mit dem Blick in die Zukunft hinein. Sie übt ihre „grimmige Gewalt" „in verwandelter Gestalt — auf den Pfaden, auf der Welle — ewig ängstlicher Geselle — stets gefunden, nie gesucht" — in immer neuen Marken, ein Dämon der Todesfurcht und der Vernichtung. Als ein Nachtgespenst, ein „trauriger Nachtvogel" hemmt sie das Leben, stört sie jede Tatenlust, lähmt sie Bewegung, Entschluß, Tat, macht sie ziellos und hindert sie alles Planen und Wirken. Sie ist das Vernichtungsgefühl, das dem Sterben vorausgeht. „O Sorge, die du vor der Zeit den Mord beginnst, laß ab!" seufzt Egmont schlaflos im Gefängnis und Faust wird von ihr überfallen, als Todesahnung ihn nach dem Verbrechen an Philemon und Baucis umschwebt!

Faust aber überwindet die Sorge! Durch die Tat! Durch die Tat der Liebe. Durch das helle Licht in seinem Innern. Er beweist, sterbend, den Segen der Sorge! In Faust sah Goethe die Sorge nicht, wie wir im Alltag sie nehmen und erleben. Sondern wie sie ist, in ihrer Doppelnatur: vernichtend und segnend. Wie die reine Welt des Geistes die Sorge von jeher sah. Wie wir Deutschen der Gegenwart sie gerade jetzt in diesen Zeiten der Sorge sehen sollten!

*

Die Antike leitete die Schöpfung des Menschen in seltsamer Weisheit von der Sorge her. Hygin erzählt uns die Sage, die Herder 1787 in Verse gebracht und Konrad Burdach also verdeutscht hat:

„Als einst die Sorge über einen Fluß ging, sah sie tonhaltiges Erdreich; sinnend nahm sie davon ein Stück und begann es zu formen. Während sie bei sich darüber nachdenkt, was sie geschaffen, tritt Jupiter hinzu. Ihn bittet die Sorge, daß er dem geformten Stück Ton Geist verleihe. Das gewährte Jupiter ihr gern. Als sie aber ihrem Gebilde nun ihren Namen beilegen wollte, verbot das Jupiter und verlangte, daß ihm sein Name gegeben werden müsse. Während über den Namen die Sorge und Jupiter miteinander stritten, erhob sich auch die Erde und begehrte, daß dem Gebild ihr Name beigelegt werde, da sie ja doch ihm ein Stück ihres Leibes dargeboten habe. Die Streitenden nahmen Saturn zum Richter. Und ihnen erteilte Saturn folgende anscheinend gerechte Entscheidung: Du, Jupiter, weil du den Geist gegeben hast, sollst bei seinem Tode den Geist, Du, Erde, weil du den Körper geschenkt hast, den Körper empfangen. Weil aber die Sorge dieses Wesen zuerst gebildet, so möge, so lange es lebt, die Sorge es besitzen. Weil aber über den Namen Streit besteht, so möge es ‚homo' (Mensch) heißen, da es aus ‚humus' (Erde) gemacht ist."

Diese tiefsinnige Fabel, die auf griechische Quellen zurückgehen soll, veranschaulicht unsere unentrinnbare Heftung an die Sorge, zugleich aber auch unsere Freiheit von ihr: körperlich durch den Tod, der uns der Erde wiedergibt, lebendig aber durch den Geist, der uns Gott zugehörig macht. Diese Gottzugehörigkeit faßte der Grieche, indem er neben die lateinische Bezeichnung homo = „Erderschaffener" sein ἄνθρωπος = „nach oben Blickender", zu Gott

Aufblickender, Gottsuchender setzte. Wer aber Gott sucht, d. h. dem geistigen Lebensprinzip gehört, dem kann die Sorge nichts anhaben, für den kann die Sorge nur der stete Antrieb sein, das Gute, das Gottähnliche zu tun.

Darum predigt ja auch Christus: „Sorget nicht für den andern Morgen; denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe." Er meinte damit die Sorge um das Leibliche, um das Irdische, um Geld und Gut. Solche Sorge um Gewinn und Macht, Besitz und Reichtum zerstört den Menschen in seinem höheren Streben nach Gott, zieht ihn herunter, verstrickt ihn in das Materielle, drückt ihn in den Staub, macht ihn zur Erde. Jene andere Sorge aber, die sich um das seelische Leben müht, um Gott quält: sie ist von Christus nie geleugnet worden! „Alle Sorge werfet auf Ihn, denn Er sorget für euch", heißt es im 1. Petrusbrief.

Auch die antike Ethik kannte diesen Doppelsinn des Wortes Sorge: nannte Horaz die cura „atra" und „vitiosa", bitter, lebenvergiftend, und verherrlichte Seneca die Freiheit von der Sorge, wie die Armen in ihrer Hütte sie besitzen, so sah Seneca auch in der Sorge alles das, was wir im Worte „Fürsorge", „Sorgfalt", „Hingabe" zusammenfassen. Die Sorge ist auch die Kraft, „die den erdgeborenen Menschen aufwärts hebt, ihm Gott nähert, indem sie ihm das erwirbt, was Gott von Natur besitzt: das Gute". Die Sorge hat also eine negative und eine positive Lebenskraft.

Dies Wissen um die Doppelnatur der Sorge müssen wir Deutschen uns heute wieder zu eigen machen. Die Sorge drückt wohl nieder. Aber sie erhebt auch zu neuem Leben: zum Leben der Fürsorge, der Hilfe, der Hingabe, der Güte, der aktiven Liebe.

*

Goethes Faust gestaltet dieses Wissen als den letzten Weisheitsschluß des greisen Dichterlebens.

Faust hat in seiner Titanenzeit, in seinem Uebermenschenglauben, die Sorge nur als die niederziehende Macht gefühlt, die ihn zum Wurm im Staube macht, ihn an den Boden heftet. Er will durch Selbstmord, dann durch Mephisto sich vor ihr retten, gerät freilich gerade durch seinen Vertrag mit dem Teufel von neuem auf den Weg, der ihn wieder zum Wurm im Staube macht. Er entrinnt dem Dämon Sorge nicht. Als er, ein Hundertjähriger, glaubt, endlich die Sorge überwunden zu haben, da er sein Werk im Meer abgewonnenen fruchtbaren Erdreiche überschaut, erscheint die Sorge nach dem Verbrechen an Philemon und Baucis (im fünften Akt) vor ihm neu. Faust ruft ihr zwar zu:

Doch deine Macht, o Sorge, schleichend groß,
Ich werde sie nicht anerkennen.

Aber die Sorge antwortet, ihn anschauend:

Erfahre sie, wie ich geschwind,
Mich mit Verwünschung von dir wende!
Die Menschen sind im ganzen Leben blind,
Nun, Fauste! werde du's am Ende.

Faust erblindet! Und siegt doch über die Sorge, denn:

Allein im Innern leuchtet helles Licht.

Die Sorge konnte ihm zwar das Glück der Augen nehmen, dem Lynceus, der Türmer, noch soeben sein herrliches Danklied gesungen. Aber sie konnte ihm nicht das innere Licht rauben: die göttliche Kraft in seiner Brust! Sie ist es, die Faust jetzt zur letzten Hingabe an die Menschen, zur altruistischen Liebe, zur Fürsorge, zu seiner letzten Tat bringt. Er überwindet durch dies letzte, höchste Wagen den lebenzerstörenden Todesdämon, der in der Sorge steckt, und macht ihn zu einem Mittel, die Forderung des Geistes, der göttlichen Liebe, zu erfüllen. Sein bisher beherrschtes Reich soll künftig dem freien Volk auf freiem Grunde gehören, der durch den „Gemeindrang" gegen alle Flutgefahren gesichert wird nach dem Gesetz:

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Jetzt ist Faust mit Hilfe der Sorge zur höchsten Reife seines Lebens gelangt: dieser höchste Augenblick seines Seins und Wirkens ist natürlicherweise auch sein Ende und seine Erlösung! Aus der Sorge ward die Fürsorge, die göttliche Liebe. Ihr weibliches Element, ihre weibliche Gestalt umschwebt nun in holden Genien, in der Mater gloriosa Faustens Seele, und der Chorus mysticus verkündet: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan ..."

*

Die Sorge hat ihre Grauen verloren für den, der Goethes Faust recht erlebte. Sie wird zur Segenspenderin bei allen Menschen, die sich durch ihre Einwirkung das innere Licht entzünden lassen. Sie wird zur Fürsorge, zur allwaltenden Liebe. Und sie führt zu Taten der Liebe. Es kommt nur darauf an, daß jeder Einzelne sie recht nütze. Dazu ziehen immer wieder im Reiche der Kunst die Dichter hinan: von Goethes Faust bis Wilhelm Raabes „Hungerpastor", „Abu Telfan", „Leuten aus dem Walde", bis Sudermanns „Frau Sorge", bis zu jedem dem Genius verpflichteten Werke.

Berlin-Grunewald Hanns Martin Elster

Kirchliche Autonomie

Von Elsaß-Lothringen

Als die Franzosen 1918 in Elsaß-Lothringen einzogen, gewährleisteten sie den Protestanten ungehinderten Gebrauch ihrer Bibel und ihres Gesangbuchs. Es ist nicht überflüssig, sich an diesen grundlegenden Tatbestand des elsaß-lothringischen Protestantismus von Zeit zu Zeit zu erinnern. Dieses Versprechen des Siegers bedeutet nämlich nichts Geringeres als die Anerkennung, daß die evangelischen Gemeinden befugt sind, die deutsche Sprache weiterhin als Kirchensprache zu benutzen. Natürlich würde dem Recht auf deutsche Kirchensprache der Boden entzogen werden, wenn mit der Zeit das Französische bis in die Haushaltungen eindränge und — wie es begreiflicher Weise die Regierung anstrebt — tatsächlich zur häuslichen Umgangssprache würde. Immerhin müßte auch dann noch die Kirche sich die Entscheidung vorbehalten, wann und in welchem Umfang der neuen Staatssprache Raum im kirchlichen Leben gewährt werden soll.

So empfindet man es weithin im Lande als eine Unzuträglichkeit, daß der theologische Nachwuchs durch die Straßburger Fakultät ausschließlich in französischer Sprache vorgebildet wird. Die diesjährige Tagung des Oberkonsistoriums der lutherischen Landeskirche hat sich deshalb eingehend mit dem Plan befaßt, die Kandidaten nach dem ersten Examen einem Predigerseminar zuzuweisen, d. h. Kursen, in denen „der Ausbildung in der deutschen Sprache besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden soll". Es bleibt abzuwarten, wie weit sich dieser Plan verwirklichen läßt, zumal die reformierte Schwesterkirche ihm leider ablehnend gegenübersteht.

Die Widerstandskraft des elsaß-lothringischen Protestantismus wird überhaupt dadurch geschwächt, daß die reformierten Konsistorien großenteils abweichende Wege gehen, weil sie (vgl. Mülhausen, Markirch, Metz) mehr französisch sprechende Bevölkerung enthalten und weil in ihnen schon mehr Innerfranzosen zum Pfarramt herangezogen worden sind. Zumal ein so wichtiger Bezirk wie das lothringische Industriegebiet leidet unter dem Mangel an bodenständigen Pfarrern. Das liegt zum großen Teil an einer alten, tiefeingewurzelten Abneigung der elsässischen Pfarrer, in den Dienst der jungen, oft recht bunt zusammengewürfelten lothringer Gemeinden einzutreten. Hier möchte man dem kommenden Theologengeschlecht der Straßburger Universität etwas mehr Wagemut wünschen, ähnlich wie ihn mein ehemaliger Liverpooler Gefährte hatte, als er Pfarrer (und jetzt Konsistorialpräsident) von Diedenhofen wurde. Es mag ja in Lothringen oft etwas rauh hergehen, im Rauch und Staub und Lärm der großen Hüttenwerke mag es sich

weniger behaglich wohnen lassen als im stillen Frieden eines Vogesentales oder in den festgefügten Verhältnissen einer elsässischen Kleinstadt. Für die Entwicklung der protestantischen Sache hängt aber viel davon ab, daß die hoffnungsvollen Ansätze des Gemeindelebens, wie sie sich in Lothringen aus der deutschen Zeit erhalten haben, nicht durch unzulängliche Pfarrer allmählich verkümmern. Hier müßten die besten Kräfte angesetzt werden, und der Gegensatz zwischen Lutherisch und Reformiert dürfte bei einem so bedeutsamen Unternehmen des Gesamtprotestantismus keine Rolle spielen. Der gelegentliche Ausspruch, die lothringer Gemeinden schienen so etwas wie der Mülleimer der elsaß-lothringischen evangelischen Kirche zu werden, könnte da manchem Freunde dieser Kirche ein Warnungsruf sein.

Es ist auch keineswegs so, als ob diese Industriegemeinden an sich unlebendig wären. Neben dem großen evangelischen Volksbund Elsaß-Lothringens und im engen Anschluß an diesen hat sich nämlich seit einigen Jahren ein Verband der evangelischen Vereine Lothringens gebildet, der von Laien geleitet wird und mit erfreulicher Rührigkeit darauf hinarbeitet, die tätige Teilnahme der breiten Gemeindekreise für das kirchliche Leben zu wecken. Das Kirchenvolk selber regt sich also, und es wäre höchst beklagenswert, wenn die leitenden Kreise beider Landeskirchen nicht die nötigen Kräfte aufbringen könnten, um zielbewußte junge Pfarrer zur Uebernahme solcher Stellen zu bewegen.

Es wird der Kirche in Elsaß-Lothringen nicht leicht, ihre Entschlüsse ohne Rücksicht auf staatliche Wünsche zu fassen. Noch heute, 12 Jahre nach Friedensschluß, kommt es vor, daß die Regierung eine Pfarrwahl aus politischen Gründen nicht bestätigt. Die umstrittene politische Klausel des neuen preußischen Kirchenvertrags wiegt leicht gegenüber dieser drückenden Fessel, daß jeder gewählte Pfarrer von der staatlichen Behörde genehmigt werden muß, und daß diese Behörde den politischen Standpunkt eines solchen Pfarrers zum Anlaß für seine Verwerfung nimmt. Man möchte den Wunsch des dortigen Protestantismus bald erfüllt sehen, „daß allein die theologische Befähigung und die Beurteilung der bisherigen kirchlichen Tätigkeit der Bewerber für die Berufung eines Pfarrers ausschlaggebend bleibe". Gewiß besitzt der Staat, der nach altem, napoleonischem Recht alle Pfarrgehälter bezahlt, in dieser ansehnlichen Geldunterstützung eine gute Gelegenheit, um seine politischen Gesichtspunkte bei der Bestätigung eines von ihm besoldeten Pfarrers in die Wagschale zu werfen. Aber er sollte das Hineinwachsen der beiden Provinzen in das Gesamtland nicht ohne zwingende Notwendigkeit durch solche, dem Kirchentum fremde Bedenken stören: „So gern die Kirche ihre Pflicht gegenüber dem Staat erfüllt, so muß sie doch die Wahrheit vertreten", sagte ein Konsistorialer bei der letzten Tagung der obersten kirchlichen Behörde.

Nach den Vorkommnissen des letzten Jahres kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als walte an den maßgebenden Stellen gegenüber den protestantischen Landeskirchen noch immer ein starkes, ein unverdient starkes Mißtrauen. Wie soll man es sich sonst erklären, daß im letzten Herbst Missionsinspektor D. Keyßer aus Neuendettelsau, der auf einem Missionsfest in Dettweiler Gottesdienst zu halten eingeladen war, unmittelbar darauf des Landes verwiesen wurde, „weil er ordnungswidrig das Wort ergriffen habe in einer öffentlichen Versammlung"? Gewiß besteht seit 1857 eine kirchliche Verfügung, daß ausländische Prediger nur mit Genehmigung der elsässischen Kirchenbehörde im Lande Gottesdienst halten dürfen. Aber es wäre ja Sache der Kirche, nicht des Staates gewesen, diesem ihrem Recht die gebührende Geltung zu verschaffen. Daß die Polizei nach diesem vergilbten Kirchenpapier griff, um einen deutschen Missionsleiter ausweisen zu können, nimmt sich für die starke französische Regierung, die wahrlich über genug Machtmittel verfügt, recht kleinlich aus. Der Evangelische Volksbund des Landes hat am 11. November deutlich seinem Bedauern Ausdruck gegeben, „daß dem Auftreten auswärtiger protestantischer Theologen als Prediger und Vortragende Schwierigkeiten besonderer Art entgegengestellt werden sollen; er erblickt in diesen Sonderbestimmungen eine Schädigung berechtigter Interessen der evangelischen Kirche, die auf die Pflege der Gemeinschaft mit dem Gesamtprotestantismus angewiesen ist, und muß diese Sonderbehandlung als eine Kundgebung des Mißtrauens gegen die protestantische Kirche unseres Landes empfinden, die diese nicht verdient hat". Das sind klare und mannhafte Worte. Aber sie stammen von einem freien Verein, nicht von der amtlichen Kirchenleitung. Sie hat offenbar nicht verhindern können, daß aus Anlaß des erwähnten Falles folgende Verfügung der staatlichen Behörde herausgekommen ist: „1. Ohne Genehmigung der Regierung kann kein auswärtiger Geistlicher in Gottesdienst oder sonst einer kirchlichen Versammlung das Wort ergreifen; 2. die Genehmigung ist beim Herrn Kultusdirektor durch Vermittlung der kirchlichen Behörde zu beantragen; 3. kein Paß eines auswärtigen Geistlichen, für dessen Land Visa-Zwang besteht, kann visiert werden ohne dessen formelle Verpflichtung, in Elsaß und Lothringen nicht das Wort zu ergreifen; dieses Verbot kann durch den Kultusdirektor aufgehoben werden, wenn auch in diesem Falle ein Gesuch durch Vermittlung der kirchlichen Behörde eingereicht wird." Man fragt sich unwillkürlich, wie noch internationale Gemeinschaft der Kirchen gepflegt werden soll, wenn diese Grundsätze in allen Ländern Geltung bekämen. Steht denn das Kirchenwesen ganz und gar unter Befehl und Verbot des Staates? Wird Frankreich diese Verfügung auch gegen den Katholizismus anwenden? Arme Landeskirche, die nicht einmal so viel Eigenrecht mehr besitzt, daß sie zu einem Missionsfeste einen Fachmann aus dem Ausland rufen darf, oder der man nicht einmal mehr zutraut, daß sie vom Heiligtume ihres Gottesdienstes unliebsame politische Aeußerungen fernhalten werde! Wo bleibt da die notwendige kirchliche Autonomie, jene Bewegungsfreiheit, die jedes kraftvolle Kirchenwesen sogar gegenüber der Landesregierung haben muß? „In der Sache selbst kann kein Zweifel bestehen", schrieb damals ein kirchliches Blatt Elsaß-Lothringens, „daß der elsaß-lothringische Protestantismus, wie mit dem innerfranzösischen, so auch mit dem benachbarten schweizerischen und deutschen Protestantismus in eine Art Geistesaustausch und eine gewisse Arbeitsgemeinschaft treten müsse". Das mag der französischen Regierung unbequem sein. Es mag zutreffen, was auf jener Novemberversammlung des Evangelischen Volksbundes in Straßburg gesagt und bitter beklagt wurde: „Der Staat ignoriert die Arbeit der evangelischen Kirche." Aber bei aller Zähigkeit, mit der die französische Regierung jeden deutschen Einfluß vom deutschen Reichsland fernzuhalten versucht, dürfte sie nicht darauf ausgehen, den Protestantismus, dem ein Mann wie Doumergue angehört, an der Rheingrenze vom Mutterlande der Reformation abzuschließen. Dann droht der Viertelmillion Evangelischen in Elsaß-Lothringen tatsächlich so etwas wie kirchliche Verkümmerung. Diese Gefahr läßt sich auch nicht dadurch wegleugnen, daß man, wie Herr Pfarrer Horst in La Quinzaine Protestante (16. 3. 31) versucht, auf den Austausch mit der alten Hugenottenkirche, mit der Pariser Missionsgesellschaft, mit den Konferenzen von Stockholm und Lausanne, mit dem schweizerischen, dem englischen und amerikanischen Protestantismus hinweist. Warum soll Deutschland in dieser Liste fehlen? — nicht das politische, sondern das kirchliche Deutschland. Wirkt der Augsburger Kirchentag nicht doch noch stärker, als die Hugenottenversammlung von Valence auf eine Kirche, die sich Kirche Augsburger Konfession nennt? Darf deutsche Theologie — trotz der hohen Anschaffungskosten ihrer Werke — nicht mehr in elsaß-lothringischen Pfarrbüchereien Eingang finden? Will man den zukünftigen Pfarrern des Landes verbieten, Männer wie Karl Barth oder Karl Heim am Orte ihrer Wirksamkeit zu

hören? Kirchliche Autonomie ist unausweichlich, wenn kirchliches Leben nicht verkümmern soll.

Zum Schluß noch ein Wort über den Gustav Adolf-Verein, seit Kriegsende in Elsaß-Lothringen SPD genannt (Société pour les Protestants disséminés). Wäre diese Gesellschaft, die schon 1842 in Straßburg begründet worden ist, 1896 nicht dem großen GAV beigetreten, wäre der Quell der Gaben aus Altdeutschland nicht jahrzehntelang so reich geflossen, manche evangelische Kirche in Lothringen stände heute ohne Zweifel noch nicht. Was kann der Verein heute leisten? Er verfügt über eine jährliche allgemeine Kirchenkollekte und über einen alle zwei Jahre in Straßburg stattfindenden Bazar. Gut gemeinte Bestrebungen. Aber damit will man in Rombach, Fentsch, Niederjeutz, Longwy und wie all die evangelischen Gemeinden in Lothringen heißen, irgendwie ausreichend helfen? Wie ganz anders ist da der Eindruck, den die Teilnehmer am großen deutschen Gustav Adolf-Fest in Stuttgart mit in ihre elsaß-lothringische Heimat zurückgebracht haben. Großzügige Arbeit, Ströme von Gaben, weitherzige Hilfsbereitschaft. Allerdings müßte von dieser Gebefreudigkeit ein frischer Zug auch in die Gemeinden des eigenen Landes dringen, jene Gemeinden, die keine kirchlichen Abgaben in deutscher Höhe kennen und die sicher nicht unter so großen staatlichen Steuerlasten seufzen wie das arme Deutschland. Vielleicht kann also Elsaß-Lothringen — unbeschadet aller wertvollen Anregungen aus der Hugenottenkirche — doch auch vom Mutterlande der Reformation noch Stärkung in eigentlichem evangelischen Kirchengefühl bekommen.

Kreuznach Albert Rosenkranz

Zehn Jahre Dornfeld — Dornfeld in Not!

Gerade in diesen Tagen, da wir von der deutschen Auslandsvolkshochschule Dornfeld aus Anlaß ihres zehnjährigen Bestehens auch in diesen Blättern abermals [1]) berichten wollen, erreicht uns ein verzweifelter Hilferuf: diese einzigartige Stätte deutscher Volksbildungsarbeit in der deutschen Diaspora, aufgebaut mit dem selbstlosesten Opfersinn deutscher Pfarrersleute, ist in äußerster Not. Sollen zehn Jahre Sorgen und Arbeit wirklich verloren sein? Ich will versuchen, hier zu erzählen, was mir nach einem längeren Besuch und eigener Mitarbeit in Dornfeld, nach jahrelangem Einblick in seine wirtschaftlichen Verhältnisse, nach jahrelangem freundschaftlichem Umgang mit seinem Gründer und Leiter Dr. Seefeldt bekannt ist. Eine neuerliche Veröffentlichung gibt dazu erwünschte Ergänzungen.[2])

1. Dornfeld und seine Umwelt

Dornfeld ist eine von den deutschen Kolonien, die seit 1781 in den damals eben erst für Oesterreich erworbenen Kronländern Galizien und Bukowina zwischen polnischen und ukrainischen Dörfern angelegt wurden, um durch das Vorbild deutscher Landwirtschaft auf das noch unglaublich primitive einheimische Bauerntum zu wirken. Wer Näheres darüber erfahren will, der sei verwiesen auf die ältere Darstellung von Kaindl,[3]) und vor allem auf zwei erst kürzlich erschienene Spezialuntersuchungen von Walter Kuhn[4]). Aber auch was die bekannten Romane von Adam Müller-Guttenbrunn von Geschichte und Gegenwart der Banat-Deutschen berichten, wird im Wesentlichen zugleich für Galizien zutreffen.

Dornfeld, 30 Kilometer südlich von Lemberg, bildet mit sechs anderen Kolonien, die in Abständen von je 3 bis 6 Kilometer voneinander angelegt sind, eine Pfarrgemeinde. Die Deutschen in Galizien wurden 1910 auf 80 000 berechnet. Heute rechnen die Deutschen selber mit 55 000 Seelen, während die amtliche polnische Zählung nur rund 40 000 zugab. (Aber diese amtliche Zählung hat z. B. in einem Orte, in dem sich eine deutsche Privatvolksschule und ein deutsches evangelisches Pfarramt befanden, keinen deutschen Einwohner aufgewiesen!)[5]) Der Leidensweg der deutschen Kolonisten in Galizien begann mit dem Dezemberpatent von 1860; denn die „Autonomie" Galiziens bedeutete die Preisgabe der Deutschen und Ruthenen (= Ukrainer) an die Polen, deren Adel mit dem Großgrundbesitz die politische Macht besaß. Im Jahre 1867 wurde die polnische Sprache als Unterrichtssprache, 1868 als Amtssprache in den Gerichten, 1869 in allen Zivilämtern in Galizien eingeführt. Gegen die Folgen dieser Politik wirkten namentlich zwei Männer: Superintendent D. Zöckler mit seinen bekannten sozialen und kulturellen Anstalten in Stanislau und mit dem „Bund der christlichen Deutschen in Galizien", der auch den durch polnische Geistliche und Lehrer gefährdeten katholischen Kolonien die erste wesentliche Stütze gewährte; und Pfarrer Faust in Dornfeld, jetzt Direktor der Inneren Mission in Leipzig, der durch die Begründung von Raiffeisen-Kassen die deutschen Bauern vor der wirtschaftlichen Ueberflügelung durch die regsamen Polen, und neuerdings auch durch die außerordentlich zähen Ruthenen, zu bewahren versuchte.

Da kam der Weltkrieg, durch den Galizien, wie schon oft in der Geschichte, wiederum zum „Land der Gräber und Kreuze" wurde. Ein Blick auf eine Kriegskarte, oder nur die Nennung der Namen Lemberg, Przemysl, Rawa Ruska, alle mitten im deutschen Siedlungsgebiet gelegen, genügt, um eine Ahnung von den Kriegsleiden dieser Volksgenossen hervorzurufen. Aber der Weltkrieg zerstörte nicht nur die Dörfer, vernichtete nicht nur den Wohlstand, sondern zerschlug auch die wirtschaftlichen und politischen Organisationen.

2. Die Dornfelder Pfarrersleute

Der Krieg bringt aber auch als Feldprediger den norddeutschen Geistlichen Fritz Seefeldt ins Land. Zöckler erkennt, daß in ihm ein Pionier steckt, wie er draußen gebraucht wird, und hält ihn fest. Die Not der Jugend in der Spätkriegszeit ist mit das Erste, dem der neue Dornfelder Pfarrer beikommen zu müssen glaubt. Vom abziehenden deutschen Militär werden ein paar Wohnbaracken erworben, und in ihnen wird im September 1918 ein „einjähriger Fortbildungslehrgang" für 25 Burschen und Mädchen eröffnet. Da kommt der Novemberumsturz 1918, Dornfeld fällt an die „Westukrainische Volksrepublik", die Polen gehen gegen diese vor, Dornfeld liegt unmittelbar hinter der Front — der Kursus nimmt seinen Fortgang. Die Schilderung dieser Kriegserlebnisse muß man in Seefeldts eigenem Bericht nachlesen. Plünderung des Hauses, Raub der Pfarrpferde sind an der Tagesordnung. Nachdem auch noch eine ostukrainische Hilfsaktion über die Kolonien hinweggegangen ist, wirkt endlich das Einrücken der siegreichen Polen wie eine Erlösung.

Seefeldt war Pädagog geworden aus der Forderung des Tages heraus. Da schickt ihm ein Bekannter aus dem Zentralvorstand der Gustav Adolf-Stiftung, der Seefeldts Interessen für die Jugendarbeit kennt, die eben damals erschienene Schrift von Eduard Weitsch „Zur Sozialisierung des Geistes" — eine der wesentlichen Programmschriften der gerade einsetzenden „neutralen" Volkshochschulbewegung — das Programm, das alsbald in dem thüringischen Volkshochschulheim Dreißigacker von Weitsch selbst verwirklicht werden sollte. „In der Nacht", so erzählt Seefeldt, „in der ich vom Lesen dieses Buches nicht loskam, bis ich die letzten Seiten verschlungen hatte, war mein Schicksal

[1]) Siehe CW 1929, 4, 172 ff.

[2]) Dornfelder Blätter. Monatsschrift der Volkshochschule Dornfeld und der Arbeitsgemeinschaft Posen im Deutschen Jugendwerk. 7. Jahrg. Folge 4/5.

[3]) R. Fr. Kaindl, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern. Gotha, Perthes. 3 Bände 1906—11.

[4]) W. Kuhn, Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien. Ein Beitrag zur Methode der Sprachinselforschung. Münster, Aschendorf 1929. Und derselbe, Bevölkerungsstatistik des Deutschtums in Galizien. Wien, Julius Springer 1930.

[5]) Außerordentlich interessante Nachprüfungen der amtlichen Zahlen bei W. Kuhn, Bevölkerungsstatistik, namentlich S. 156 f.

entschieden: ich hatte meinen Beruf gefunden." Er kündigt seine Pfarrstelle, um nach Deutschland zurückzukehren und Volkshochschulmann zu werden. Aber sowohl Zöckler, wie auch jener Freund aus der Gustav Adolf-Stiftung, zuletzt auch die Dornfelder Gemeinde erklären ihm: Warum soll er das, was ihn so mächtig gepackt hat, nicht bei den Deutschen in Galizien ausführen? So wird aus dem Abschied ein sechsmonatiger Studienurlaub zur Vorbereitung auf seinen neuen Beruf.

Diese sechs Monate vermittelten Seefeldt nun die Eindrücke, die er in dieser Prägung sicher nicht erwartet, und die er sicher da, wo er sie fand, nicht gesucht hatte, die aber — wenn ich ihn und sein Werk richtig verstehe — für Geist und Form der Dornfelder Volkshochschule entscheidend wurden. Er erzählt darüber:

Der Briefwechsel, der mit Weitsch begann, führte auf mancherlei Umwegen zur Teilnahme an einer freilich nur sechswöchigen Studienfahrt der Deutschen Liga für Völkerbund, die zum Besuch dänischer Volkshochschulen veranstaltet wurde. Mein erster Eindruck wurde dort oben besonders in der damals noch völlig in der alten Tradition stehenden Volkshochschule Vallekilde vielfach verstärkt und vertieft. Ich kam ja selbst vom Christentum und vom deutschen Volkstum her zum Volkshochschulgedanken, und erlebte die überraschende Tatsache, daß in Dänemark solche Volkshochschulkreise nicht nur möglich, sondern auch wirklich sind, die mich lebhaft an die Verhältnisse der ersten Christengemeinden erinnerten.

In dem Jubiläumsaufsatz der „Deutschen Schulzeitung in Polen" heißt es mit Recht, daß die Geschichte der Dornfelder Volkshochschule den Stoff zu einem spannenden Roman abgeben kann. So lesen sich auch wirklich die nächsten Geschehnisse. In Deutschland finden Seefeldts die Nachricht vor, daß Lemberg inzwischen von den Bolschewiken erobert ist. Seefeldt verpflichtet sich vorläufig als Mitarbeiter in Dreißigacker. Aber ehe er dort noch antreten kann, kommt die neue Nachricht: Lemberg ist frei; und nun hat seine Gemeinde, die zumindest hart an der Bolschewikenfront liegen muß, den ersten Anspruch an ihn. Die Rückkehr mit Frau und Kindern ist voller Abenteuer. Noch zuletzt: die Dornfelder Bauern haben Vorposten ausgestellt, und die sehen übers Feld eine merkwürdige Patrouille herankommen, mit einem Fahrzeug, das für ein Auto zu klein ist — es ist das heimkehrende Pfarrerpaar mit seinem Kinderwagen.

Und nun wird noch mitten in der Bolschewikenzeit an die Gründung des Volkshochschulheims in Dornfeld gegangen. Der erste Kurs findet im engen Pfarrhaus statt; für die Pfarrersleute, die zugleich die einzigen Lehrer sind, während die Pfarrfrau noch die Wirtschaft für die so angewachsene Großfamilie besorgt, bleibt nur ihr kleines Schlafzimmer. Das „Deutsche Haus", das die Gemeinde zur Verfügung stellen will, wird nicht in Anspruch genommen, weil dadurch dem Gemeindeleben sein Mittelpunkt geraubt würde. Ein in Deutschland und Skandinavien gesammelter Baufonds verfällt in der Inflation der Entwertung. Schließlich kann wenigstens ein schlichter Anbau am Pfarrhaus notdürftig errichtet werden.

Umso rascher wächst das Werk selber: längere Lehrgänge, abwechselnd für Burschen und Mädchen; Jugendwochen im Sommer; Aufbauwochen für frühere Schüler ziehen bald aus ganz Polen, vom Korridor bis nach Wolhynien, die Jugend herbei. Arbeitsgemeinschaften für die verschiedensten Lebenskreise (Lehrer, Landfrauen, Kirchenälteste, Lehrerfrauen usw.) schließen sich an. „Mehr als 2000 junge Deutsche, die zum Teil über 1000 Kilometer auseinander wohnen, haben kürzere Kurse in Dornfeld besucht, und etwa 250 sind durch viermonatige Lehrgänge hindurchgegangen." Aber dazwischen ziehen Seefeldts noch wochenweise mit Sack und Pack in abgelegene Gemeinden, um dort zu reden, vorzulesen und zu singen.

3. Der Geist von Dornfeld

Was Fritz und Leonie Seefeldt so geschaffen haben und schaffen, verdient noch eine besondere Charakteristik. Denn wenn es ohne Weiteres einleuchtete, dann müßten sie auf mehr Verständnis bei den maßgebenden Stellen rechnen können, und auf Hilfe trotz der Notzeit, in der wir selber sind.

Seefeldts Werk scheint mir bei aller Selbständigkeit unter allen deutschen Volkshochschulversuchen der Nachkriegszeit am meisten wahlverwandt den Bauernhochschulen zu sein, die in Dänemark seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unter dem Einfluß von N. F. S. Grundtvig, dem „Propheten des Nordens", entstanden sind. Die zentrale Frage für Grundtvig war: Sind die Dänen ein „Volk", und wie können sie es bleiben? Seine Antwort, in vielen Flugschriften und Abhandlungen[6]) ausgesprochen, kann zu folgender Formel vereinfacht werden: Durch geistige Wachheit des Einzelnen, und durch Pflege des Gemeinsamen; zwei Mittel, die — wo eben noch ein Volk besteht — untrennbar zusammengehören. Laienbildung ist nur möglich in einer „Erhellung" des wirklichen Lebens mit dem Werkzeug der angeborenen Sprache, in der Pflege des „lebendigen Wortes"; und ein Volk erhält sich nur in Menschen, die so „gebildet" sind. Also keine Popularisierung von Fachgelehrsamkeit; keine „Universitätsausdehnung". Muttersprache und Lebenskunde, Liebe zum Gewesenen und Sorge für das Werdende: das ist auch die Formel für Dornfeld und für Seefeldts Werk.

Grundtvig, der neben Kierkegaard den nordischen Protestantismus entscheidend bestimmt hat, hat seine Volkshochschulen nicht zu kirchlichen Anstalten, auch nicht zu solchen seiner freien Gemeinden gemacht. So hat auch der Pfarrer Seefeldt seine Volkshochschule selbständig neben der Kirche aufgebaut. Das bedeutet aber nicht, daß sie simultan oder neutral wäre, wie eine beträchtliche Reihe unserer deutschen es sein zu müssen glaubt, wenn sie in unserem weltanschaulich zerklüfteten Volk volksgemeinschaftlich sein wollen. Grundtvig arbeitete in einem national gefährdeten, aber religiös einheitlichen Volkskörper. Das bestimmte die Christlichkeit seiner Schule. Das Christentum war für ihn ein Stück gewachsener Volkheit, des Volkes Seele und sein Führer zur Vergeistigung. Auch Dornfeld weiß sich mit derselben Selbstverständlichkeit christlich, wie es sich konfessionell frei fühlt. „Wir haben in unserer Volkshochschule lutherische, reformierte, unierte, ja auch mennonitische und gar katholische Christen gehabt." Aber um so stärker wird immer wieder betont, daß der Weg zu neuer Kraft aus der Erschlaffung der Gegenwart, der Weg zu aller menschlichen Würde, auch der Weg zum Volkstum vom Christentum ausgeht. In Christi Geist leben heißt für die Dornfelder dasselbe wie Sehnsucht und Forderung nach neuer Gemeinschaft.[7])

4. Notzeit

Und diese Arbeit ist heute aufs äußerste gefährdet. Wer Näheres darüber erfahren will, möge sich durch die Christliche Welt oder vom Deutschen Auslandsinstitut in Stuttgart das erschütternde Flugblatt „Dornfeld in Not" kommen lassen. „Unhaltbare bauliche Verhältnisse", „Mangel an Lehrmitteln", „Drohender Zusammenbruch infolge hoher Schulden" heißen die Hauptabschnitte. Und weiter wird gebeten, für Dornfeld Beiträge einzuschicken,[8]) noch besser, sich zu einem Jahresbeitrag für einige Jahre zu verpflichten, „Dornfeld-Abende" zu veranstalten, wozu das Auslandsinstitut[9]) die Materialien liefert, oder die — ausgezeichnete — Zeitschrift der deutsch-polnischen Jugend, die „Dornfelder Blättern" zu abonnieren.[10]) „Wer auf unseren Hilferuf mit opferbereiter Tat antwortet, hilft einsamer deutscher Diasporajugend zur notwendigen Stär-

[6]) Ueber Grundtvig und die dänische Volkshochschule demnächst Weiteres.

[7]) Ueber die geistige Haltung von Dornfeld: eine Reihe von Aufsätzen in den „Dornfelder Blättern", zuletzt Seefeldts Berichte über seine letzte dänische Reise. 7. Jahrg. Nr. 9 und 10.

[8]) Auf Postscheckkonto Stettin Nr. 4400 (Dr. Fr. Seefeldt).

[9]) Anschrift: Deutsches Auslandsinstitut, Stuttgart.

[10]) Bestellungen an: Dr. Fr. Seefeldt, Dornfeld, p. Szczerzec, pov. Lwów, Polen.

kung und ihrem notwendigen Schaffen und zur Möglichkeit inneren Werdens und Wachsens zu dem, wozu sie innerlich bestimmt ist."

Oberhambach · Reinhard Buchwald

Die Duchoborzen

Seit etwa zwei Monaten befindet sich eine Abordnung der kanadischen Duchoborzen in Berlin. Es sind drei Väter mit ihren drei Töchtern, die beauftragt sind, mit der russischen Botschaft wegen der Auswanderung ihrer noch in Rußland lebenden Brüder nach Kanada zu verhandeln. Diese sechs merkwürdigen Bauerntypen üben einen so starken Reiz auf die Großstadtmenschen aus, daß sie schon einen ganz ungewollten großen, begeisterten Freundeskreis in Berlin und Umgebung gefunden haben und ständig von suchenden, sympathisch berührten Menschen angesprochen werden, obwohl sie weder deutsch sprechen noch die Absicht haben, Anhänger zu werben oder sonstwie Wesen von sich zu machen. Im Gegenteil, sie sind ganz mit ihrer schwierigen Aufgabe beschäftigt und kommen eher in Verlegenheit, wenn man ein Aufheben um sie macht. Ihre neuen Freunde möchten so vieles von ihnen wissen, und obwohl sie nicht immer die erwartete und ausführliche Antwort bekommen und der Neugier in keiner Weise gedient wird, so können sie sich doch nicht dem eigenartigen Zauber dieser Leben und Wärme strahlenden Menschen entziehen, und die Zuneigung, die anfangs vielleicht mehr äußerlicher Art war, verinnerlicht sich mehr und mehr und man nimmt innigsten Anteil an dem Leben, der Arbeit und den Anschauungen der Duchoborzen.

Es ist dies eine merkwürdige Erscheinung, die nur den, der die Geschichte der Duchoborzen etwas näher kennt, nicht erstaunt. Hier kann es sich nicht um äußerliche Dinge handeln, die in Berlin täglich in vielseitigster Form und in sensationeller Aufmachung sich ereignen, sondern es handelt sich darum, daß Menschen aus einer ganz anderen Welt mitten in unsere Zeit hereinbrechen und, mit einem inneren Licht ausgestattet, das Dunkel der zeitlichen, großstädtischen Verworrenheit durchleuchten. Menschen, die wie Kinder der Ewigkeit hoch über allen alltäglichen Sorgen und Geschehnissen stehend das Schicksal überwunden haben, leidgeprüft, tränengereinigt und tief getröstet, bewußt ruhend in den Händen des Höchsten, ringend nur noch um das eine Große, das Ziel, das göttliche Leben, — das Reich Gottes.

Diese Menschen, die sonst in ihrer großen, tragenden Gemeinschaft leben und arbeiten, wo alle von diesem einen Geiste beseelt sind und Einer den Andern mitreißt und zieht, diese Menschen kommen einmal als kleine Gruppe mitten unter uns hastende, zersplitterte und verwirrte Stadtmenschen. —

Was ist das? — Was sind das für Gesichter, für ruhige, klare Augen? —

Das ist etwas unerhört Anderes als alles, was wir bisher kannten. Das ist ein Stück aus einer fremden Welt, vor deren Größe und Ruhe wir bewundernd stehen, aber in der zu leben wir unsere Unreife fühlen und zu der uns doch eine tiefe unstillbare Sehnsucht zieht.

So müssen denn diese sechs Leute fortwährend Auskunft geben über diese Welt — und sie tun es, erstaunt über soviel Interesse, ganz kindlich, kurz und unbeschreiblich schlicht — und man möchte die Kunde davon tief in sich aufnehmen, sich zu eigen machen, eindringen in die Geheimnisse dieses innersten Geborgenseins und Wissens.

Wenn wir die Geschichte der Duchoborzen ansehen, so verstehen wir wohl ein wenig, wie es möglich war, daß die schlichten Bauern zu solcher Lebensreife und Tiefe kamen.

Die Duchoborzen stammen aus Rußland. Eine jener ernsten, bäuerlichen Religionsgemeinschaften, die man schlechthin Sekten nennt, die sich durch strenge Gewissenhaftigkeit im religiösen Leben von den Allerweltschristen unterscheiden und im christlichen Kommunismus zusammen leben.

Alexander I. gab ihnen Land in Südrußland (mit dem Versprechen, daß sie ganz ihrer inneren Ueberzeugung leben dürften), wo sie in kurzer Zeit zu hoher Blüte kamen und 32 schöne, saubere Dörfer gründeten. Aehnlich den Mennoniten bildeten sie einen kleinen Staat für sich im großen Staate. Als sich ihre christliche Erkenntnis immer mehr erweiterte und entwickelte, kam es bald zu Schwierigkeiten mit der Behörde; sie konnten es nicht mehr mit ihrem Gewissen vereinbaren, öffentliche Aemter im Staatsdienste zu bekleiden und Waffendienst im Heer zu leisten. Später kamen sie zum Vegetarismus und zur gänzlichen Enthaltsamkeit von Alkohol und Tabak. Nikolaus II. verbannte sie in den Kaukasus mit der offensichtlichen Absicht, sie zu vernichten. Aber auch dort lag ein merkwürdiger Segen über ihnen. Sie blühten nach kurzer harter Anstrengung von neuem auf, trotz härtester Verfolgung und fortgesetzter Bedrängung von Seiten der Behörden. Als sie eines Tages zum Beweis ihrer völligen Wehrlosigkeit alle noch vorhandenen Waffen feierlich auf einem Haufen verbrannten, kam eine Truppe Kosaken im Auftrag der Regierung und metzelte sie auf scheußliche Art nieder. Zu solchen Grausamkeiten kam es nun fortgesetzt, ihre Dörfer wurden mit Einquartierung belegt und die Familien auseinandergerissen und vertrieben, so daß ihr Untergang unausbleiblich schien. Da, in der höchsten Not, setzte sich Tolstoi in der großen Oeffentlichkeit für sie ein, und mit seiner und der englischen Quäker Hilfe konnten sie endlich im Jahre 1898 dem Lande des Schreckens entrinnen. Sie fanden Aufnahme in Kanada. Aber auch dort mußten sie eine harte Schule durchmachen. Man wollte sie, die Staatenlosen, zwingen, kanadische Bürger zu werden, das Land als Eigentum eintragen zu lassen und dergleichen Dinge, die gegen ihre innere Ueberzeugung verstießen. Wieder verließen sie ihre mühsam aufgebauten Heimstätten und blühenden Gärten, um weiter zu wandern. Viele von ihnen zogen nach Britisch-Columbien, Alberta und Brasilien, um abermals Urwald zu roden. Nirgends finden sie eine sichere Heimat, immer sind sie bereit, um ihres Glaubens willen alles zu verlassen, ohne Bitterkeit, ohne entmutigt zu sein.*)

Diese immer neue Loslösung von allen äußeren Werten hat diesen Menschen große innere Schätze vermittelt, hat sie herausgehoben aus der Sphäre der zeitlichen Sorgen, hinein in eine höhere Welt, in der zu leben ihnen keine Gewalt der Erde verbieten kann; und so oft sie auch den äußeren Reichtum aufgeben und verlassen mußten, die blühenden Gärten ihrer Seelen vermag kein Machthaber zu zerstören. Wohl sind sie die fleißigsten und erfolgreichsten Siedler. Jeder muß voller Bewunderung und Staunen ihre Arbeit sehen, aber ihr eigentliches Glück liegt wo anders.

So erklärt es sich denn, daß die sechs Duchoborzen, die augenblicklich in Berlin sind, fast erstaunt und nur gedrängt Auskunft geben über ihre wirtschaftlichen und organisatorischen Formen; aber ihre Augen leuchten auf und sie antworten begeistert, wenn man sie um die tiefsten, religiösen Erlebnisse fragt.

Die Einreise nach Rußland und die Uebersiedlung ihrer dortigen Brüder nach Amerika wurde bis jetzt von der russischen Regierung verweigert. Und so warten sie weiter. — Sie können warten! Immer war diese innere Ruhe ihre große Kraft! —

Heppenheim a. d. B. Hans Klassen

Harnack zur „Gehaltssünde"

Adolf Harnack bittet in seinem „Wesen des Christentums" (1900, S. 61 f.) seine Zuhörer, ihm „eine kurze Abschweifung" zu gestatten. Er hat von dem Evangelium Jesu als einem „Evangelium der Armut" gesprochen. Und nun fährt er fort:

„Diejenigen, die in den christlichen Kirchen professionsmäßige Evangelisten oder Diener am Wort innerhalb der Gemeinden geworden sind, haben es in der Regel nicht für nötig gehalten, jene Anweisung des Herrn, sich der irdischen Güter zu entäußern, zu befolgen. Sofern es sich um Priester bezw. Pastoren und nicht um Missionare handelt, kann man auch mit einigem Recht einwenden, daß sich der Befehl auf sie nicht beziehe; denn er setzt das Amt der Ausbreitung des Evangeliums voraus. Man kann ferner sagen, daß man aus den Anweisungen des Herrn über das Gebot der Liebe hinaus keine unverbrüchlichen Gesetze machen dürfe, sonst schädige man die christliche Freiheit und verschränke der christlichen Religion das hohe Recht, in ihrer Ausgestaltung dem Gange der Geschichte unbefangen folgen zu dürfen. Aber es läßt sich doch fragen, ob das Christentum nicht Außerordentliches gewonnen hätte, wenn seine berufsmäßigen Diener, die Missionare und die Pastoren, jene Regel des Herrn befolgt hätten. Mindestens aber sollte es bei ihnen strenger Grundsatz sein, sich um Besitz und irdische Güter nur so weit zu kümmern, daß sie selbst nicht Andern zur Last fallen, darüber hinaus aber sich ihrer zu entäußern. Aber ich zweifle auch nicht, es wird die Zeit kommen, in der man wohllebende Seelsorger ebensowenig mehr vertragen wird, wie man herrschende Priester verträgt; denn wir werden in dieser Beziehung feinfühliger, und das ist gut. Man wird es nicht mehr für schicklich im höheren Sinn des Wortes halten, daß jemand den Armen Ergebung und Zufriedenheit predigt, der selbst wohlhabend ist und um die Vermehrung seines Besitzes eifrig sorgt. Ein Gesunder mag wohl einen Kranken trösten; aber wie soll der Besitzende den Besitzlosen von dem Unwert der Güter überzeugen? Die Anweisung des Herrn, daß der Diener am Wort sich des irdischen Besitzes zu entäußern

*) Die Neu-Sonnefelder Siedlung, Heppenheim/Bergstraße, hat dauernde Verbindung mit den Duchoborzen-Gemeinden in Amerika und erteilt gerne Auskunft.

„Märtyrer der neuen Ordnung" ist bisher das einzige Buch, das ausführlich über die Geschichte und das Leben der Duchoborzen berichtet. Erschienen und zu beziehen im Verlag Neu-Sonnefelder Jugend, Heppenheim a. d. Bergstraße. Preis 1.80 M.

hat, wird in der Geschichte seiner Gemeinde noch zu Ehren kommen."

Es ist ein heißes Eisen. Aber das heiße Eisen ist einmal angefaßt. Vielleicht erträgt es unsre Hand und gewöhnt sich daran, bis es seinen Dienst getan hat. Es bewegen heute Vorgänge die Oeffentlichkeit, die eine weit strengere Sprache reden, als unser wohlgemeinter Artikel. R

Nachwort

Vorstehendes ist vor Wochen niedergeschrieben. Heut hat es gar keinen Sinn mehr, uns über „Gehaltssünde" zu ereifern, weder für noch gegen. Es handelt sich heute einfach um den Gehorsam der Askese. Gehorsam gegen Gottes Willen, der uns in diese Schule nimmt. — Und die Formel „Gehalts-Sünde" wollen wir ruhig fahren lassen, sie hat ihre Schuldigkeit getan.

Ein Wort von Troeltsch möge noch folgen (Soziallehren 1, S. 98):

„Die außerordentliche Anstrengung des Willens, den die Askese in ihren ernsten Vertretern immer wieder voraussetzt, der sie weckt und trägt, ist stets oder doch sehr häufig das stärkste Belebungs- und Anregungsmittel der christlichen Ideenbewegung gewesen."

Wenn Ideen auf dem Boden der Askese wachsen — gut, hochwillkommen. Aber zuvörderst handelt es sich um Praxis. Heute brauchen wir einen wahren Fanatismus für Askese. R

Peter Rosegger und der Antisemitismus.

Aus Hamburg wird uns geschrieben:

Eine alte Zeitschrift fand ich auf meinem Boden, mein Vater hatte sie wohl einst gehalten und gesammelt. In einem Winkel hatte sie lange Jahre gelegen. — Ich durchblätterte mehrere Nummern der Zeitschrift „Heimgarten", von Peter Rosegger herausgegeben. Im Augustheft des Jahrgangs 1889 blieben meine Augen haften an der Ueberschrift:

An junge Antisemiten in Wien.

Ich las weiter ... Passen Roseggers Worte nicht heute noch?

Ihr habt mir ... Vorwürfe darüber gemacht, daß ich das Judentum protegierte. Ich will zu eurem Troste öffentlich sagen, daß auch ich Antisemit bin — nur auf solche Weise, die den Menschen schont, aber seine Laster verfolgt. Ich hasse die Geld- und Schacherjuden, die oft bis zur Tollheit ums goldene Kind tanzen. Ich hasse die Protzjuden mit ihrem äußeren Prunke und ihrer inneren Hohlheit ... Ich frage aber, ob die krasse Geldgier, die Prunksucht, das Parvenuwesen auf Grundlage der Gewissenlosigkeit nur bei Juden allein vorkommt? ... Junaen! Eurem ganzen Geflunker glaube ich nicht, solange ihr in eurem persönlichen, sozialen Leben nicht andere Wege einschlaat, als sie die „verjudete" Welt breitgetreten. Die Juden sind nicht Christen. Seid es Ihr? Seid Ihr liebreich, sanftmütig, bescheiden? Die Juden sind nicht Germanen. Seid es Ihr? Seid Ihr wahr, treu, sparsam, häuslich, rechtlich, arbeitsam? Zurück zur Einfachheit des Lebens, zum Ackerbau, zum Handwerk, wenn Ihr den Mut habt! Lernt, wie man Schulden zahlt, anstatt sie zu machen. Lernt Eure Untergebenen als Menschen achten, den Mächtigen die Stirne bieten, wo sich's um Menschenrechte handelt. Habt den Mut der Wahrheit, wo sie gesagt sein will, ohne Rücksicht auf Euren persönlichen Vorteil ... Und wisset Ihr, daß die heutige Bewegung gegen das Judentum ein unbewirkter, elementarer Prozeß ist gegen die Ueberkultur, gegen den Luxus, gegen den Materialismus und die Korruption? ... Die Juden haben manche Schuld, aber darum, weil sie Euch des Rassenunterschiedes wegen naturgemäß widerlich sind, darum dürft Ihr ihnen noch nicht alle Schuld aufbürden ... Für Generationen und Reiche sind eben Parteien herrschend; was wir wollen und lehren, es ist die Reinheit des Herzens. Von Moses bis Christus, von Spinoza bis Schiller klingt das göttliche Doppellied: Recht und Liebe ...

Ich nehme das alte, verstaubte Blatt vom Boden mit hinunter und lege es auf meinen Schreibtisch. Viele Menschen werden zu mir kommen, denen ich es vorlesen werde. M Rh

---

Im Zeichen der Una sancta

1

Aus zehn Völkern kamen die Abgeordneten des Internationalen Bundes antimilitaristischer Pfarrer nach Zürich, um dort vom 2.—4. September zu tagen. Vertreten waren Holland, England, Schottland, Deutschland, Frankreich, Dänemark, Norwegen, Schweden, Tschechoslowakei, Oesterreich — am zahlreichsten natürlich die Schweiz. Noch erfreulicher aber als diese Internationalität ist es, daß Reformierte, Lutheraner, Anglikaner, Freikirchler, Altkatholiken und Römisch-Katholische in Einigkeit des Geistes sich miteinander berieten und erbauten. Es waren zwar keine Vertreter der Kirchenregierungen, die zusammenkamen; aber Kirchendiener, Priester, Pfarrer, Theologieprofessoren, die alle gespürt haben, daß über ihren Kirchen das Eine, Höhere steht, das Reich Gottes, daß alle Glieder am Leib Christi zusammengehören und einander zu dienen haben, weil der Geist Jesu Christi sie verbindet. Dieser Geist aber steht in unversöhnlichem Gegensatz zum Ungeist des Krieges, der Kriegsrüstung, der Völkerspaltung und Kirchentrennung. Darum zwingt uns antimilitaristische Pfarrer unser christliches Gewissen, zu reden gegen Krieg und Militär, gegen unchristlichen Nationalismus, gegen den ängstlichen Sicherheitswahn eines „bewaffneten Friedens". Wir müssen zeugen für völlige Abrüstung aller Völker im Zeichen der Una sancta. Weil es in diesem Zeichen geschieht, war es auch das Erste, was der Kongreß beschloß, den „Weltbund für Freundschaftsarbeit unter den Kirchen", der gleichzeitig in Cambridge tagte, zu begrüßen.

2

Daß es nicht nur die Theologen sind, in denen der Geist entschiedener, christlicher Kriegs- und Militärgegnerschaft sich regt, sondern daß ein großes Volk auf diese Botschaft seiner Hirten wartet, zeigten die beiden öffentlichen Kundgebungen des Kongresses. Kirche und Saal waren voll, ja fast übervoll, als am ersten Abend Pfarrer von Greyerz aus Bern in seiner mächtigen Predigt über 2. Kor. 4, 13 den christlichen Antimilitarismus begründete nicht mit mancherlei Argumenten menschlicher Vernunft, sondern allein aus dem Glauben an die in Jesu offenbarte Liebe Gottes, und als am zweiten Abend Redner aus der Schweiz, aus Frankreich, Deutschland, England und Schweden, alle mit gleicher Entschiedenheit den Gegensatz zwischen Christus und Mars betonten. Sie wurden alle mit warmem Beifall begrüßt und bedankt; am wärmsten fast, wie mir vorkam, die beiden Redner aus Deutschland, der Katholik Pater Stratmann aus Berlin und der evangelische Pfarrer Truckenbrodt aus Meißen. Gerade weil in der Schweiz wie in andern Ländern das naturgemäß laute Wesen des deutschen Nationalismus die Täuschung wachruft, so denke ganz Deutschland, begrüßte man um so freudiger diese Stimmen eines andern Deutschland. Und weil die Antimilitaristen unter den Schweizer Pfarrern ihre holländischen Amtsbrüder, die es verstanden haben, eine große, um die vorzügliche Zeitschrift „Kerk en Vrede" sich sammelnde Laienanhängerschaft zu gewinnen, fast beneiden möchten, war es auch für sie ein Trost, aus dem Verlauf des Gottesdienstes und der Volksversammlung zu sehen, wie groß die Zahl derer ist, die doch auf unserer Seite stehen, obwohl die bürgerliche Presse meist nur Ablehnung und Spott für unsere Bestrebungen hat.

3

In den geschlossenen Kongreßsitzungen sprach am Vormittag des 3. September Dr. Ragaz über das Problem der Gewalt. Es wird nicht durch begriffliche Unterscheidungen geklärt, sondern durch die Erkenntnis der Gewalt als einer „Macht" im biblischen Sinn, als besondere Form des Abfalls von Gott. Die biblische Ablehnung der Gewalt beruht auf der Grundwahrheit der Herrschaft Gottes über alle Wirklichkeit. Daraus fließt im Alten Testament das unverletzliche, in der Ehrfurcht anerkannte Recht jeder Kreatur, das im Neuen Testament zum freien Gesetz der Liebe wird, wie es in der Bergpredigt und im Kreuz besonders sich darstellt. Bei solchem Verständnis verliert das Problem seinen kasuistischen und gesetzlichen Charakter. Der Kampf gegen die Gewalt wird zum freien Ringen um die Herrschaft Gottes und zum Warten auf sein Reich. Daraus ergibt sich eine undoktrinäre, durch die Freiheit des Christenmenschen bestimmte Stellung zum Recht, zur Notwehr, zum sozialen Kampf, zur Revolution und zu ähnlichen Problemen. Es handelt sich dabei überall nicht um Kasuistik, sondern um Gesinnung und um den Sinn für den aktuellen Auftrag des lebendigen Gottes.

Neben dieser mehr evolutionären, ist aber auch eine mehr revolutionäre Haltung im Kampf gegen die Gewalt möglich und notwendig: Dienstverweigerung und franziskanische Armut. Denn die Gewalt in Form des sozialen Bürgerkriegs unblutiger oder blutiger Art ist heute ebenso bedrohlich wie die des Völkerkriegs. Besonders auch ihr gegenüber enthüllt der Kampf gegen die Gewalt seinen letzten Sinn als Nachfolge Christi. Dieser Kampf vollendet sich darum in einer tiefgehenden Umwälzung des religiösen Denkens und Tuns.

Was Ragaz im zweiten Abschnitt seines tiefgreifenden Vortrags angedeutet hatte, gewann geradezu Gestalt, als Ude, der in Oesterreich von seinen geistlichen Obern mit Rede- und Schreibverbot belegte Grazer Professor, temperamentvoll zum Kampf gegen die hinter Mars stehende Mammonsmacht aufrief, zu dem Antikapitalismus, in dem jeder Einzelne in freimachender Lebensreform mitkämpfen kann und soll aus Erbarmen mit den leidenden Volksgenossen. Ueberraschend war es, mit welcher Entschiedenheit sich Prof. Emil Brunner, zwar im Kampf gegen Krieg und Kriegsrüstung neben Ragaz stellte, diese seine antimilitaristische Stellung aber als vernünftige Staatsbürgerpflicht vom christlichen Glauben zu trennen suchte. Das Bestreben, Gott und sein Reich möglichst vom Geschichtsverlauf zu scheiden, fand wohl nur bei den beson-

deren Schülern des Zürcher Dialektikers Verständnis und wurde in der Aussprache des zweiten Verhandlungstages mehrfach energisch zurückgewiesen.

4

Die Stellung der radikalen Pazifisten zum Völkerbund, zur Stockholmer Bewegung und zum Weltbund für Freundschaftsarbeit unter den Kirchen behandelte am Nachmittag in Meilen, wohin man in einer leider verregneten Seefahrt gelangt war, Dr. Macpherson aus Edinburgh. Nach einer klugen historischen Darstellung des Werdens und Wesens der verschiedenen Bewegungen kam er zum Schluß: wir radikalen Pazifisten unterstützen mit aller Kraft den Völkerbund und den Weltbund für Freundschaftsarbeit, obwohl manche Anhänger dieser Bewegungen unseren Antimilitarismus nicht teilen. Es gibt einen weiten Spielraum gemeinsamen Bodens, auf dem wir harmonisch mit den Organisationen zusammenarbeiten können, die darauf ausgehen, den internationalen Geist zu entwickeln und die Autorität des Völkerbundes zu stärken. — Allgemein wurde betont, daß es nie Aufgabe des Bundes antimilitaristischer Pfarrer sein könne, die gemäßigt-pazifistischen Bestrebungen zu bekämpfen; es gelte, sich ihrer zu freuen und ihnen durch entschiedenere Haltung Mut und Eifer zu stählen.

5

In diesem Sinne war vielleicht die wertvollste Frucht des Kongresses der Vortrag Professor Heerings aus Leiden — der die ganzen Verhandlungen in wohltuender Ruhe und Freundlichkeit leitete — über die Aufgabe der Kirchen. Außerordentlich stark betonte er das Prophetische, das auf das Kommende, die Herrschaft Gottes auf Erden gerichtete Wesen der Kirche, und aus dieser lebendigen Reichgottes-Hoffnung leitete er auch die kriegsgegnerische Aufgabe der Kirche ab.

Sie läßt sich zusammenfassen in der zweiten Resolution, mit der der Kongreß schloß; eine erste richtete sich an die Abrüstungskonferenz in Genf. Die zweite Resolution an alle christlichen Kirchen lautet:

„Der Kongreß des internationalen Bundes antimilitaristischer „Pfarrer bittet alle Behörden, Pfarrer und Glieder der christlichen „Kirchen,

„1. gemeinsam vor Gott unser aller Mitschuld an dem friedlosen „Zustand der Völker zu bekennen, unter dem die ganze Menschheit „leidet und der uns mit immer größerem Unheil bedroht,

„2. zu bedenken, daß wenn sie nicht unverzüglich mit der Sank„tion jeder Art von Krieg und jeder Art seiner Vorbereitung „brechen, sie eine Katastrophe herbeiführen helfen, die mit aller „menschlichen Kultur auch alles, was ihre Arbeit aufgebaut hat, in „den Abgrund mitreißen müßte,

„3. dem Willen Jesu Christi, der unter keinen Umständen den „Greuel des Krieges duldet, auch den Regierungen gegenüber, „furchtlos Ausdruck zu verleihen, besonders im Hinblick auf die „Abrüstungskonferenz des nächsten Jahres,

„4. untereinander, auch über die nationalen Grenzen hinweg, „die Gemeinschaft des Glaubens zu suchen und weiterzufestigen, die „alle trennenden Gewalten besiegt,

„5. alle Mühen, Anfechtungen und Leiden, die der Kampf für „den Frieden ihnen bringen kann, um des Herrn willen freudig „auf sich zu nehmen."

6

Zum Schluß der herzstärkenden Tagung traf der Gegengruß aus Cambridge ein mit der frohen Botschaft, daß auch der Weltbund eine deutliche Abrüstungs-Resolution beschlossen habe. So stimmte man dankbar dasselbe Lied an, mit dem man, Jeder in seiner Sprache, den Kongreß eröffnet hatte: „Großer Gott, wir loben dich".

Basel Rudolf Schwarz

Wöchentliche Chronik

Der ökumenische Rat für Praktisches Christentum richtet an die Abrüstungskonferenz die dringende Bitte, entsprechend dem Wortlaut und Geist des Völkerbundpaktes und im Geiste Jesu Christi eine tatsächliche Herabsetzung der Land-, See- und Luftrüstungen zu erreichen.

Die große Liebesgabe des Gustav Adolf-Vereins erhielt die Diasporagemeinde Amöneburg bei Mainz, die anderen Gaben die deutsch-evangelischen Gemeinden Käsmark und Teschen in der Tschechoslowakei.

Die beiden nichtkommunistischen Freidenkerverbände Fédération internationale de la libre Pensée, Sitz Brüssel, und die Internationale proletarischer Freidenker schließen sich am 1. Januar 1932 zu einem Bunde zusammen.

Auf dem internationalen Freidenkerkongreß in Berlin sagte nach „Vorwärts" 417 der Sprecher der Partei: Wir wollen die ökonomische, politische und kulturelle Befreiung des Proletariats. So sind sozialistische, gewerkschaftliche und Freidenker-Internationale ein Dreibund, der für die Befreiung der Menschheit kämpft. ED 37

Der Tannenbergbund veranstaltete in Berlin eine Kirchenaustrittswoche.

In dem zu ⅔ evangelischen Breslau gibt es 1180 katholische, 300 jüdische und nur 297 evangelische Krankenhausbetten. Die schlesische Frauenhilfe hat darum eine bestehende Privatklinik gekauft und in eine evangelische Frauenhilfsklinik auf karitativer Grundlage umgestaltet. AEKK 35

In Erden a. d. Mosel drangen Kommunisten in eine Kirche ein, gingen tätlich gegen den Geistlichen vor und versuchten ihn an der Ausübung seines Amtes zu hindern. Rb 210

Der Bischof von Mainz hat das kirchliche Begräbnis des nationalsozialistischen Reichstagsabgeordneten Gemeinder verweigert, weil es keinem Katholiken erlaubt sei, der nationalsozialistischen Partei als eingeschriebenes Mitglied anzugehören und ein kirchliches Begräbnis nur dann erfolgen könne, wenn es seinen Ungehorsam vor seinem Tode bereue.

Durch Verfügung des braunschweigischen Ministers für Volksbildung ist der Reformationstag, wenn er auf einen Wochentag fällt, in sämtlichen Schulen Braunschweigs schulfrei.

In Württemberg wurden 1930 aus evangelisch-katholischen Mischehen 115,90, aus evangelisch-sonstchristlichen 110,12, aus evangelisch-dissidentischen 165,29% der Kinder evangelisch getauft. Von rein evangelischen Paaren wurden 89,75% kirchlich getraut, 94,64% der Verstorbenen kirchlich bestattet. Abendmahlsgäste 36,73%, Austritte 4604, Eintritte 693, davon 290 aus der katholischen Kirche.

Die 1300 Hamburger Adventisten unterhalten 5 Prediger und 3 Helfer, die jedes Mitglied einmal im Monat besuchen. Die 2340 Mitglieder zählende Hansavereinigung der Adventisten hat im letzten Jahre 48 000 M. aufgebracht. AEKK 36

Auf dem Jungfraujoch wurde von Professor D. Ludwig Köhler aus Zürich für die Angestellten der Jungfraubahn und des Hotels ein Gottesdienst gehalten.

Die seit 35 Jahren bestehende Niederländische Christliche Studentenvereinigung zählt jetzt 1136 Mitglieder; zum 1. Mal war im letzten Jahr eine Studentin Vorsitzende. EPN

Eine von den Zeitungen aller Richtungen und Parteien veranstaltete Unterschriftensammlung für die Abrüstung in Holland, das knapp 8 Millionen Einwohner zählt, ergab 2½ Millionen Unterschriften.

Der Bischof von Willesdon, der vertretungsweise die Geschäfte des Bischofs von London führt, verbot die nach dem Staatsgesetz jetzt erlaubte Trauung eines Onkels mit seiner Nichte.

Die anglikanische Bischofskonferenz wählte den Erzbischof von Canterbury und den ökumenischen Patriarchen zu Mitgliedern der Doctrinal Commission zur Feststellung der Uebereinstimmung und Verschiedenheit der anglikanischen und östlichen Kirchenlehre.

In Frankreich gibt es 1 Million eingewanderte katholische Polen, deren seelsorgerliche Betreuung einer eigenen polnischen Kommission obliegt, die auch eine eigene Zeitung „Der Pole in Frankreich" herausgibt.

Auf einem Hügel des Tales Santa Lucia zwischen Ormaiztegui und Zumarraga in Spanien haben junge Mädchen und Männer unter ekstatischen Anfällen Erscheinungen der Jungfrau Maria gehabt. BllSpan 178, 283.

Zwischen dem Vatikan und Quirinal ist Friede geschlossen. Die katholische Aktion mit ihren Berufsgruppen und Jugendverbänden bleibt bestehen, beschränkt sich aber auf rein religiöse Aufgaben.

In Norwegen ist seit dem Jahre 1928 kein Mord oder sonstiges Blutverbrechen mit tödlichem Ausgang verübt worden, was ohne Zweifel mit der Alkoholeinschränkung zu danken ist.

Der Volksentscheid über die Enteignung des Rigaer Doms ist gescheitert. Es droht jedoch eine Notverordnung, die ihn den Deutschen nimmt. Prll 37

Das polnische Innenministerium hat die Anträge von drei Kurorten auf Errichtung von Spielkasinos abgelehnt.

Der polnische Kultusminister Slawimir Czerwinski, der sich aus eigenem freien Willensentscheid der reformierten evangelischen Kirche in Warschau angeschlossen hatte und bei Lebzeiten seinem Glauben treu geblieben war, ist, nachdem er auf Wunsch der Familie (nicht der evangelischen Gattin) schon in Bewußtlosigkeit Absolution und letzte Oelung empfangen hatte, katholisch begraben worden. An dem Trauergottesdienst in der reformierten Kirche nahm die Familie des Verstorbenen teil. PZ

Bischof Faron von der polnischen Nationalkirche fordert in einem vertraulichen Rundschreiben an alle Pfarrer, das von Zwiastun Evangeliczny veröffentlicht wird, diese auf, um der schrecklichen Verfolgungen willen Anschluß an eine anerkannte Kirche in Polen zu suchen. EvKblPosen 11

In Josefow in Galizien sammelte ein von D. Zöckler eingerichteter Kirchentag Pfarrer, Lehrer, Wirtschaftsführer und Gemeindeglieder zu gemeinsamer Arbeit am Volksganzen. Die Dorfgemeinde Josefow mit 50 Wirten beherbergte 200 auswärtige Gäste, die nicht nur Freiquartier, sondern auch freie Verpflegung erhielten. PZ

Im ukrainischen wissenschaftlichen Institut in Warschau soll eine Kommission unter dem Vorsitz des Metropoliten Dionysius die Bibel und die liturgischen Bücher in die ukrainische Sprache übersetzen.

Die vom König erlassene neue Verfassung für Jugoslawien garantiert die Freiheit des Glaubens und der Glaubensbekenntnisse, die alle vor dem Gesetz gleich sind.

Die presbyterianische Kirche in Nordamerika zählt 535 fremdsprachliche Gemeinden, 64 slawisch, 77 italienisch, 48 ungarisch, 76 spanisch, 40 chinesisch und japanisch, 210 deutsch; außerdem gibt es noch armenische, syrische und persische Gemeinden. RefKz 37

Die neue chinesische Verfassung bestimmt in § 11, der früher von Religionsfreiheit handelte: „Jedermann genießt Gewissensfreiheit." Von Religion ist in der Verfassung nicht mehr die Rede. ZMR 9

In Penatang Siantar, an der Ostküste von Sumatra, besteht bei der dortigen reformierten Kirche eine Art Autofonds, durch den die Kosten, die mit dem Kirchgang für die weiter Wohnenden verbunden sind, von allen gemeinsam getragen werden. EPR

Von Personen. Berufen: Privatdozent Lic. Walter Dreß in Berlin als ordentlicher Professor für historische Theologie an die deutsche theologisch-philosophische Lutherakademie in Dorpat. Ernannt: D. Fritz Lieb und D. Paul Erfurth zu a.o. Professoren. Gewählt: Bischof von Königgrätz Dr. Karl Kaspar zum Erzbischof von Prag. Gestorben: Kardinal Franz Ragonesi in Rom; der Patriarch von Jerusalem Damianos Konstantin; der Verleger Karl Robert Langewiesche in Königstein i. Sa.; Pfarrer Martin Wenck in Darmstadt. — Für Ebert i. v. Nr. lies Elert.

ES

Verschiedenes

Martin Wenck †

Gestern, Montag, haben sie auf dem Darmstädter Waldfriedhof den Pfarrer Wenck begraben. Eine stattliche Schar treuer Menschen hat dem Treuesten das letzte Geleit gegeben. Kein großes Ereignis für die weite Oeffentlichkeit ist sein Tod. In den letzten Jahren schwer leidend hat er still sein Leiden getragen. Und mehr still als laut war sein Wirken. Aber für uns starb mit ihm der lebendigste Zeuge der Naumannschen Zeit. Aus der Trauer um den zu früh Dahingeschiedenen schrieb er dessen Biographie. In allen seinen Kämpfen hat er fest an seiner Seite gestanden, auch damals, als er eine Zeitlang seinen politischen Weg nicht mitging. Eine ergreifende Grabrede hat seinen Lebensweg gewürdigt. Er hat auch seine eigne Geschichte niedergeschrieben. Hätten wir andere Zeiten, würden wir nicht ruhen, bis das wertvolle Manuskript gedruckt würde. Heute ist das unmöglich. Und wie groß ist noch der Kreis, die ihn und seine Welt kannten und liebten? Herrnhuter von Hause aus, dann im Dienste der Innern Mission und der Landeskirche, hat er im Jahr 1895 seinen „Fall" gehabt (CW 1895 Nr. 6 und 9): wer ahnt, wer versteht das heute noch? Ein unruhiges Leben eines stillen Mannes ist nun eingegangen zur ewigen Ruhe. R

Berichtigung:

Zu dem Satz Nr. 18 Sp. 854: „Aber nacheinander fielen sämtliche Kirchenbehörden Deutschlands auf die Propaganda herein und unterstützten die Werbung ..." teilt uns das braunschweigische ev.-luth. Landeskirchenamt mit, daß das Gesagte auf die Behörden dieser Landeskirche nicht zutrifft.

Von nachbarlichen Zeitungen

Mein Artikel zu D. Hirschs Verantwortung in Nr 17 hat in Nr 37 der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung das angenehmste Echo gefunden, das ich mir wünschen konnte. Zunächst bestätigt der Herausgeber rundweg die Richtigkeit meines zweiten Satzes. Und er druckt das Hauptstück meiner Ausführungen ab, indem er sogar die Stelle, auf die mir gefühlsmäßig am meisten ankam, durch Sperrsatz hervorhebt. Wenn er daneben bemerkt, daß D. Hirsch und ich an einander vorbeireden, so trifft er auch damit sicher den Tatbestand. Und eben deswegen ist die Hoffnung berechtigt, daß wir bei genauerer gegenseitiger Bekanntschaft uns noch einmal im Zentrum zusammenfinden.

Etwas schwieriger liegt die Sache zwischen der Täglichen Rundschau und mir. Sie beschäftigt sich in ihrer zweiten Septembernummer mit dem, was ich in unsrer Nr. 17 über Volksentscheid und Christlichen Volksdienst geschrieben habe. Da sie ihren Artikel betitelt „Professor Rades Irrtümer", hoffte ich schon, einige meiner Irrtümer loszuwerden, was immer eine Wohltat ist. Aber die Berichtigungen, die ich empfange, sind gering. Daß die Maxime man dürfe als Christ ein Mißtrauensvotum gegen die Regierung grundsätzlich nicht unterstützen, in den Anfängen der Bewegung ventiliert worden ist, bleibt Tatsache. Es hat mich damals aufs höchste interessiert, und es liegt dem ein Skrupel zu Grunde, der auf gemeinschaftschristlichem Boden verständlich ist. — So habe ich zweitens auch selbst gelesen, daß der Christlich-Soziale Volksdienst bei einer baldigen Landtagswahl in Preußen nur gewinnen könne. Ich habe das in Nr. 17 als Aeußerung eines Mitglieds gebucht, und dabei bleibt es. Aber diese Reflexion ist zu naheliegend, als daß ich der Partei einen moralischen Vorwurf daraus machen möchte, und so fern der in meinen Worten lag, nehme ich ihn zurück. — Endlich das Verhalten nach dem unverhofften Zuwachs der Kommunisten. Ob eine Erklärung, daß man diesen heillosen Wirrwar nicht mitmachen könne, zur rechten Stunde nicht weithin eine ausgezeichnete Wirkung getan haben würde, gerade auf die Volksschicht, für die der CSVD dasein will, bleibt doch die Frage. Ich habe unmittelbar unter dem Eindruck der Abstimmung von damals meine Antwort gegeben. Ob sie einen Irrtum bedeutete, darüber wird das Urteil in unsern christlichen Kreisen vermutlich verschieden ausfallen. R

„Beiträge zu einer christlichen Politik"

Ich könnte der Artikelfolge, die unter diesem Titel gelegentlich in unsern Spalten aufgetaucht ist, eine neue Nummer folgen lassen. Ganz im Anschluß an die Frage, die einst den „Christlichen Volksdienst" mehr oder weniger beschäftigt hat: ob man als Christ sich an einem Mißtrauensvotum gegen die Regierung beteiligen dürfe. Denn es liegt in dieser Gewissensfrage ein berechtigter Kern. Gewiß wird man, zumal im demokratischen Staat, wo einem die Hand habe dazu von der Verfassung gegeben ist, unter Umständen eine Regierung stürzen helfen. Aber daß christlicher Gewissensernst zunächst darauf aus sein muß, die Verantwortlichen im Staat soweit sie irgend ihre Pflicht tun, nicht zu stürzen, sondern zu stützen, darüber sollte kein Zweifel sein. Ich empfinde die Art wie Preßorgane und Parteien in den vergangenen Tagen an dem Sturze des Ministers Curtius gearbeitet haben, als abscheulich, folglich als unchristlich. Mochte man ihn zur gegebenen Stunde gehen heißen (die Verfassung zeigt dafür die Wege), so durfte man ihm nicht in dem Moment, wo er schwerste Arbeit tat, Knüppel zwischen die Beine schmeißen. Wie das geschah und eben noch andauernd geschieht, deswegen konnte und kann man sich für unser Volk nur schämen. Fair play, fair play für unsre Verantwortlichen! Wir können wirklich noch recht viel von den Engländern lernen.

Das Uebelste von Takt- und Disziplinlosigkeit hat doch in den Tagen des Volksentscheids die Rheinisch-Westfälische Zeitung geleistet. Ich lese sie nicht, weiß nur, daß sie das Organ der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie sei, also eines mächtigen Kreises von Intelligenz und Charakter. Sie brachte es damals sogar dahin, verboten zu werden. Mir sind all diese vielen Verbote äußerst peinlich. Aber mein christliches Gewissen empört sich darüber, wenn ich solche Aeußerungen über den Mann lese, der die Geschicke unseres Volkes heute leitet. „Mutiges Christentum" Nr. 36 hat sich ein Verdienst dadurch erworben, daß es die Sätze der RhWZ uns aufhob. Diese hat das Wort unseres Reichskanzlers Brüning: „Mich werdet ihr am 9. August nicht an der Wahlurne sehen!" durch 14 Sätze interpretiert, von denen der vierte lautet: „Weil ich mich für die Gottlosenbewegung einsetze", und der zehnte: „Weil ich kein gläubiger Christ bin." Diese zwei blöden Sätze sind vielleicht nicht die schlimmsten, gehen uns aber am nächsten an. Sie beweisen die Herkunft des Pamphlets aus — christlichem Milieu. Es handelt sich also nicht um Ausfälle einer nachdrücklich atheistischen Partei. Ursache genug, daß man überall in den Parteien, die ein christliches Volk wollen, und daß überall Deutsche, die eine christliche Politik wollen, von Elementen offensichtlich abrücken, die solcher Verirrungen fähig sind.

In Zeiten wie den unseren soll man den Männern im Amt das Regieren nicht noch schwerer machen, als es ist. Wo sind denn die Programme, wo sind denn die Energien, denen wir unser Vertrauen schenken können? Eins ist doch sicher: wo man mit gemeinen Waffen kämpft, von dort kann man das Ungemeine nicht erhoffen.*)

Kleine Mitteilungen

Vom 26.—29. Oktober veranstalten der Volkswacht-Bund Hamburg und die Apologetische Zentrale Spandau zusammen im Johannesstift Spandau einen sexualethischen Lehrgang: „Die gegenwärtige Erschütterung des Sexualethos und die Aufgabe der Kirche". Es sprechen Wagner-Hamburg, Schreiner-Spandau, Frau Heuß-Knapp, Frl. Bäcker vom CA für JM, Dr. Harmsen-Berlin, Schreiner-Ems, Dr. med. Helene Börner-Hamburg, Dr. med. March-Berlin, Pastor Florian-Gütersloh.

Von Wilhelm Schäfers „Hauptmann von Köpenick" (Nr. 18) gibt es eine einmalige Volksausgabe, die nur 3.80 M. kostet, ebenfalls bei Georg Müller, München. R

Versammlungskalender

4.—7. Oktober Ostasienmission Basel
5.—7. Oktober Freunde der Christlichen Welt Friedrichroda
5.—6. Oktober Altholfreie Jugenderziehung Spandau
7.—10. Oktober Arbeitswoche für evangelischen Religionsunterricht Spandau
10.—13. Oktober Lutherisches Hilfswerk der Gotteskastenvereine Greiz
23.—15. Oktober Reformierter Bund Elberfeld
12.—15. Oktober Herbst-Ferienkurs Halle
26.—29. Oktober Sexualethischer Lehrgang Spandau
14.—15. November Heinrich Schütz-Fest Flensburg

*) „Uns Deutschen fehlt von Alters her das selbstverständlich in sich ruhende Bewußtsein völkischer Würde und Verantwortung." So Paul Le Seur „Der Hochweg", Juli 1931.

Verantwortlich: Dr. Herbert Grabert, Marburg a. L.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Halte-gebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 4754 Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Sonderkonto Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 17. Oktober

Dieser Nummer liegen Prospekte des Leopold Klotz Verlages, Gotha, und des Eugen Salzer Verlages, Heilbronn/N., bei. Um